Willa Cather

Unter den Hügeln die kommende Zeit

Roman

Albrecht Knaus

«Unter den Hügeln die kommende Zeit» ist der Roman einer in mythisches Licht getauchten Landschaft – des amerikanischen Mittelwestens –, vor deren Hintergrund Willa Cather die Lebensschicksale der ersten Generation von Pionieren, europäischen Einwanderern, erzählt.
In der Depressionszeit der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die durch eine Dürreperiode ausgelöst war, steht die aus Norwegen stammende Familie Bergson vor der Entscheidung, ihre verschuldete Farm aufzugeben und sich eine neue Existenz in der Stadt zu suchen. Alexandra, die älteste unter vier Geschwistern, die nach dem Tod des Vaters die Verantwortung für die Familie übernimmt, hat genug Kraft und Intelligenz, den Besitz der Bergsons zu erhalten, ihn zur Blüte zu bringen. Sie bezahlt dafür mit dem Verzicht auf persönliches Glück. Das Land wird ihr zum Ersatz dafür, daß ihr die Erfüllung durch die Liebe versagt bleibt. Im Kontrast dazu steht die leidenschaftliche Verbindung einer zweiten Frauengestalt – Marie Shabata – mit Alexandras Bruder Emil. Marie und ihr Liebhaber müssen für ihr Glück mit dem Leben bezahlen.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/unterdenhgelndie0000will

Knaus
K

Willa Cather

Unter den Hügeln die kommende Zeit

Roman

Deutsch von Wolf und Ursula Hermann
in der Bearbeitung von Angelika Hartmann
Mit einem Nachwort von
Sabina Lietzmann

Albrecht Knaus

Titel der Originalausgabe: «O Pioneers!»
erstmals 1913 bei Houghton Mifflin Company, Boston, erschienen
Der Roman erschien in deutscher Sprache 1947 unter dem Titel «Neue Erde» in der Amandus-Edition in Wien und 1948 unter dem Titel «Zwei Frauen» bei Johs. Storm, Bremen

Der Albrecht Knaus Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

1. Auflage
Copyright © 1913 by Willa Sibert Cather
Copyright © renewed 1941 by the Estate of Willa S. Cather
© Albrecht Knaus Verlag GmbH, München 1991
© der Übersetzung von «Frühling in der Prärie»: Leo Fleiss
© des Nachworts: Sabina Lietzmann
Schutzumschlag von Bernd und Christel Kaselow, München,
unter Verwendung des Gemäldes «Mascassis:
Straße durch die Felder» von Camille Corot
Gesetzt aus Korpus Walbaum
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Printed in Germany · Presse-Druck, Augsburg
ISBN 3-8135-3987-3

Frühling in der Prärie

Abend und das flache Land,
Reich und schwarz und immer still;
Meilenweit gepflügte Erde,
Schwer und schwarz und streng und hart;
Das blühende Korn, blühende Kräuter,
Die müden Pferde, die müden Menschen;
Der lange leere Weg,
Schwarzes Feuer der Dämmerung,
Der stumme, unvergängliche Himmel.
Dagegen Jugend,
Flammend wie die wilden Rosen,
Singend wie die Lerchen über diesen Feldern,
Blitzend wie ein Stern im Zwielicht des Abends;
Jugend – unerträgliche Süße,
Mit hitzigem Drang,
Mit wilder Begier,
Singend, singend,
Mit den Lippen der Stille,
Aus dem Schwarz dieser Äcker.

«Jene Felder, gefärbt von verschiedenem Korn!»
Adam Mickiewicz

Zum Gedenken an Sarah Orne Jewett,
deren schönes und zartes Werk von der
Vollkommenheit ist, die dauert.

Inhalt

Erster Teil
Das wilde Land
Seite 11

Zweiter Teil
Benachbarte Felder
Seite 63

Dritter Teil
Winterliches Zwischenspiel
Seite 143

Vierter Teil
Der weiße Maulbeerbaum
Seite 159

Fünfter Teil
Alexandra
Seite 204

Nachwort
Seite 231

ERSTER TEIL

Das wilde Land

1

Vor dreißig Jahren, an einem stürmischen Januartag, hatte die kleine Stadt Hanover, die auf einem zugigen Hochplateau Nebraskas verankert lag, alle Mühe, nicht weggeweht zu werden. Feiner Schnee stob und wirbelte wie Nebel um das Häuflein flacher, trister Gebäude, die sich auf der Prärie unter dem grauen Himmel dicht aneinanderdrängten. Die Wohnhäuser waren wie zufällig auf den harten Prärieboden hingesetzt; manche sahen aus, als seien sie über Nacht dazwischengestellt worden, andere, als streunten sie mutterseelenallein auf und davon in Richtung der offenen Ebene. Keines machte den Eindruck von Beständigkeit, und es hatte den Anschein, als würde der heulende Sturm, der über sie hinfegte, sie im nächsten Augenblick vom Boden abheben. Die Hauptstraße, ein tief ausgefahrener Lehmweg, war jetzt hart gefroren; sie führte von dem niedrigen roten Bahnhofsgebäude und dem Getreidesilo im Norden der Stadt zum Holzlager und der Pferdetränke im Süden. An dieser Straße lagen zwei ungleiche Reihen hölzerner Gebäude: die Gemischtwarenläden, die beiden Banken, der Drugstore, der Futtermittelladen, das Lokal, die Post. Auf den hölzernen Gehsteigen war der Schnee schmutzig und zertreten. Es

war zwei Uhr nachmittags, die Ladenbesitzer waren vom Mittagessen zurückgekommen und hatten sich hinter ihre vereisten Schaufenster zurückgezogen. Die Kinder waren alle in der Schule, die Straße war menschenleer bis auf ein paar rauh aussehende Landleute mit groben Mänteln, die die Mützen tief in die Stirn gezogen hatten. Einige hatten ihre Frauen zur Stadt gebracht, und hin und wieder sah man ein rotes oder kariertes Tuch von einem Laden in den Schutz eines anderen hasten. An den Zügelholmen längs der Straße zitterten ein paar schwere vor Bauernwagen gespannte Ackergäule unter ihren Decken. Am Bahnhof war alles still, der nächste Zug würde erst abends kommen.

Auf dem Gehsteig vor einem der Läden saß bitterlich weinend ein kleiner schwedischer Junge. Er war etwa fünf Jahre alt. Sein schwarzer Tuchmantel war ihm viel zu groß und gab ihm das Aussehen eines kleinen alten Mannes. Sein braunes Flanellröckchen war durch vieles Waschen eingelaufen und ließ zwischen Saum und den plumpen, kupferbeschlagenen Schuhen ein langes Stück Strumpf sehen. Seine Mütze war ihm tief über die Ohren gezogen, Nase und Pausbacken waren aufgesprungen und rot vor Kälte. Er weinte still in sich hinein, und die wenigen Menschen, die vorübereilten, beachteten ihn nicht. Er hatte Angst, jemanden anzuhalten, und traute sich auch nicht, in den Laden zu gehen und um Hilfe zu bitten. So saß er da, knetete, an einer Telegrafenstange neben sich hochblickend, die viel zu langen Ärmel und jammerte: «Meine Mieze, meine Mieze! Sie wird erfrieren!» Auf der Spitze der Stange kauerte zitternd ein graues Kätzchen, es

miaute kläglich und krallte sich verzweifelt am Holz fest. Die Schwester des kleinen Jungen war zum Arzt gegangen und hatte ihn im Laden zurückgelassen. In ihrer Abwesenheit hatte ein Hund das Kätzchen die Stange hinaufgejagt. Noch nie war das kleine Geschöpf in solcher Höhe gewesen, und vor Angst wagte es sich nicht wieder hinunter. Das brachte seinen kleinen Herrn zur Verzweiflung. Er war ein Bauernjunge, und dieses Städtchen war für ihn ein sehr fremder, verwirrender Ort, wo die Menschen feine Kleider trugen und kalte Herzen hatten. Er fühlte sich hier immer verlegen und unbeholfen und hätte sich am liebsten irgendwohin verkrochen, aus Angst, man könne ihn auslachen. Jetzt aber war es ihm egal, ob jemand lachte, er war zu unglücklich. Endlich sah er seine Schwester kommen; das gab ihm neue Hoffnung. Er sprang auf und stolperte ihr in seinen schweren Schuhen entgegen.

Seine Schwester war ein hochgewachsenes, kräftiges Mädchen. Ihr Schritt war schnell und entschlossen, als wisse sie genau, wohin sie gehe und was sie vorhabe. Sie hatte einen langen Männermantel an, der ihr jedoch keine Last zu sein schien, sondern ein bequemes und vertrautes Kleidungsstück, und sie trug ihn so selbstverständlich wie ein junger Soldat. Auf dem Kopf hatte sie eine runde Plüschkappe mit einem dichten Schleier festgebunden. Ihr Gesicht war ernst und nachdenklich, die klaren, tiefblauen Augen blickten, ohne etwas wahrzunehmen, in eine unbestimmte Ferne, so als habe sie Sorgen. Den kleinen Jungen bemerkte sie erst, als er sie am Mantel zupfte. Sie stutzte, beugte sich zu ihm nieder und trocknete sein tränennasses Gesicht.

«Aber Emil! Ich hatte dir doch gesagt, du solltest im Laden bleiben und nicht herauskommen. Was hast du denn?»

«Meine Katze, Schwester! Meine Mieze! Ein Mann setzte sie raus, und ein Hund hat sie da raufgejagt.» Sein Zeigefinger schob sich aus dem langen Ärmel und zeigte auf das unglückliche Geschöpf auf der Stange.

«Ach, Emil! Habe ich dir nicht gleich gesagt, daß wir Ärger haben würden, wenn du sie mitnimmst? Warum hast du bloß keine Ruhe gegeben! Aber laß nur. Ich hätte selbst gescheiter sein sollen.» Sie trat an die Stange, streckte die Arme aus und lockte: «Miez! Miez! Miez!» Doch das Kätzchen miaute nur und schlug schwach mit dem Schwanz. Entschlossen wandte Alexandra sich um. «Nein. Von selbst kommt sie nicht herunter. Jemand muß hinauf und sie holen. Ich habe Linstrums Wagen in der Stadt gesehen und schau mal, ob ich Carl finde. Vielleicht kann er uns helfen. Aber nur, wenn du aufhörst zu weinen, sonst geh ich keinen Schritt. Wo ist denn dein Schal? Hast du ihn im Laden gelassen? Warte, ich binde dir das hier um.»

Sie nahm ihren braunen Schleier ab und wickelte ihn Emil um den Hals. In diesem Augenblick verließ ein schäbig aussehender kleiner Handelsvertreter den Laden, um in das Lokal zu gehen. Er blieb stehen und staunte einfältig die glänzende Haarfülle an, die der Schleier freigegeben hatte: zwei schwere Zöpfe, nach deutscher Art um den Kopf gesteckt, und rotblonde Löckchen, die unter dem Rand der Mütze hervorquollen. Er nahm die Zigarre aus dem Mund und hielt das feuchte Ende zwi-

schen den Fingern seines Wollhandschuhs. «Mein Gott, Mädchen!» rief er arglos aus, «hast du aber Haare!»

Sie durchbohrte ihn mit dem Blick einer zornigen Amazone und biß sich auf die Unterlippe – eine ganz unangebrachte Heftigkeit. Der kleine Reisende erschrak so sehr, daß ihm die Zigarre zu Boden fiel. Er wankte gegen den Sturm in das Lokal. Seine Hand zitterte noch, als ihm der Barkeeper das Glas reichte. Schon oft waren seine schüchternen Annäherungsversuche abgewiesen worden, doch noch nie so eisig. Er kam sich ganz klein und erbärmlich vor, so als habe ihn jemand betrogen. Kann man es einem armen Klinkenputzer, der sich immer nur in kleinen, grauen Städten aufhält und in schmutzigen, verrauchten Zügen durch die Winterlandschaft reist, verdenken, wenn er angesichts einer schönen Frau plötzlich den Wunsch verspürt, ein eindrucksvollerer Mann zu sein?

Während der kleine Vertreter trank, um sich zu beruhigen, eilte Alexandra zum Drugstore, wo sie Carl Linstrum am ehesten zu finden hoffte. Er war da und blätterte in einer Mappe mit Farbdrucken, die der Drogist an die porzellanmalende Hanoveraner Weiblichkeit verkaufte. Alexandra schilderte ihm den Vorfall, und er begleitete sie zu der Ecke, wo Emil noch immer neben der Telegrafenstange saß.

«Ich muß ihr nach und sie holen, Alexandra. Am Bahnhof haben sie, glaube ich, Steigeisen, die ich mir an die Füße schnallen kann. Wart einen Augenblick!» Er steckte die Hände in die Taschen, senkte den Kopf und lief schnell gegen den Nordwind die Straße hinab. Er war ein langaufgeschossener und schmächtiger Junge von fünfzehn Jah-

ren. Als er mit den Steigeisen zurückkam, fragte Alexandra, wo er denn seinen Mantel gelassen habe.

«Im Drugstore. Ich hätte ja doch nicht mit ihm klettern können. – Fang mich auf, wenn ich falle, Emil!» rief er über die Schulter zurück, als er zu klettern begann. Alexandra sah ihm besorgt zu: auf der Erde war es schon kalt genug. Das Kätzchen rührte sich nicht einen Zentimeter. Carl mußte bis ganz nach oben steigen und hatte selbst dann noch Mühe, das Tier loszumachen. Als er wieder unten war, hielt er es seinem kleinen, verweinten Herrn hin: «So, und jetzt geht in den Laden und wärmt euch auf.» Er öffnete dem Kind die Tür. «Einen Augenblick, Alexandra. Sag mal, kann ich nicht für dich kutschieren, wenigstens bis zu unserer Farm? Es wird mit jeder Minute kälter. Warst du schon beim Arzt?»

«Ja. Er will morgen zu uns kommen. Aber er sagt, Vater wird es nicht wieder besser gehen. Er wird nie wieder gesund.» Alexandras Lippen zitterten. Starr blickte sie die öde Straße hinunter, als sammle sie Kraft, dieser Tatsache ins Auge zu sehen und sich mit einer Lage abzufinden, die, so schwer sie auch sein mochte, irgendwie gemeistert werden mußte. Der Wind zerrte an ihrem schweren Mantel.

Carl schwieg, doch sie spürte sein Mitgefühl. Auch er, der schlanke, zarte Junge mit den grüblerischen dunklen Augen und den ruhigen Bewegungen, war einsam. Sein schmales Gesicht war von fast durchsichtiger Blässe, sein Mund zu empfindsam für einen Jungen. Um seine Lippen spielten bereits Bitterkeit und Zweifel. Einige Augenblikke standen die beiden Freunde an der zugigen Straßenek-

ke und sprachen kein Wort, wie zwei Wanderer, die sich verlaufen haben, manchmal stehenbleiben und einander stumm ihre Ratlosigkeit eingestehen. Schließlich wandte Carl sich ab und sagte: «Ich kümmere mich um dein Gespann.» Alexandra ging in den Laden, um ihre Einkäufe in Eierkisten verpacken zu lassen und sich vor der langen, kalten Fahrt aufzuwärmen.

Als sie Emil suchte, fand sie ihn auf der Treppe, die in die Kleider- und Teppichabteilung hinaufführte. Er spielte mit einem kleinen böhmischen Mädchen, Marie Tovesky, das dem Kätzchen gerade ihr Taschentuch als Haube umband. Marie war hier fremd, sie war mit ihrer Mutter von Omaha gekommen, um ihren Onkel Joe Tovesky zu besuchen. Sie war ein dunkles Kind, ein Püppchen mit braunem Lockenkopf, rotem Schmollmund und großen, gelbbraunen Augen. Diese Augen fielen jedem auf. In der braunen Iris schimmerte es golden, man wurde an Goldquarz erinnert oder bei weicherem Licht an den Coloradostein, den man Tigerauge nennt.

Die Farmerkinder in der Umgebung trugen Kleider, die ihnen bis an die Waden reichten, aber diese kleine Städterin war im sogenannten Kate-Greenaway-Stil gekleidet. Ihr an eine Passe gekräuseltes rotes Kaschmirkleid reichte fast bis auf den Boden; mit diesem Kleid und dem Schutenhut sah sie aus wie eine wunderliche kleine Dame. Um den Hals trug sie einen weißen Pelzkragen und hatte nichts dagegen, daß Emil ihn bewundernd streichelte. Alexandra hatte nicht das Herz, ihn von einer so hübschen Spielgefährtin zu trennen, und ließ die beiden mit dem Kätzchen spielen, bis Joe Tovesky hereingepoltert kam.

seine kleine Nichte aufhob und auf seine Schulter setzte, damit alle sie sehen sollten. Er hatte nur Söhne und vergötterte dieses kleine Geschöpf. Seine Freunde umringten ihn und bewunderten und neckten das kleine Mädchen, das sich ihre Späße gutmütig gefallen ließ. Alle waren entzückt von ihr, denn so hübsche und rundum wohlbehütete Kinder sahen sie selten. Sie forderten sie auf, sich unter ihnen einen Liebsten auszusuchen, und jeder umwarb sie mit Versprechungen von Bonbons, kleinen Ferkeln und gefleckten Kälbern. Schelmisch musterte sie die großen, gebräunten, bärtigen Männergesichter, die nach Alkohol und Tabak rochen. Dann fuhr sie mit ihrem winzigen Zeigefinger zärtlich über Joes stachliges Kinn und erklärte: «Der ist mein Liebster.»

Die Böhmen brüllten vor Lachen, und Maries Onkel umarmte sie so fest, daß sie rief: «Hör auf, Onkel Joe! Du tust mir weh!»

Joes Freunde schenkten ihr jeder eine Tüte Süßigkeiten, und sie gab allen reihum einen Kuß, obwohl sie die Bonbons, die man auf dem Land bekam, nicht besonders gern mochte. Vielleicht erinnerte sie sich deswegen auch wieder an Emil: «Laß mich runter, Onkel Joe», bat sie, «ich möchte dem netten Jungen da von meinen Bonbons abgeben.» Huldvoll ging sie zu Emil hinüber, gefolgt von der Schar ihrer lärmenden Bewunderer, die erneut einen Kreis um sie bildeten und jetzt den kleinen Jungen neckten, bis er sein Gesicht im Rock seiner Schwester verbarg und sie ihn schelten mußte, er solle doch nicht so ein Baby sein.

Die Farmer machten jetzt Anstalten aufzubrechen. Die

Frauen überprüften noch einmal die Lebensmitteleinkäufe und legten sich die großen roten Tücher um den Kopf. Die Männer kauften vom Rest ihres Geldes Tabak und Süßigkeiten und zeigten einander neue Stiefel, Handschuhe und blaue Flanellhemden. Drei hünenhafte Böhmen tranken reinen Alkohol mit Zimtöl; das sollte ein probates Mittel gegen die Kälte sein. Nach jedem Schluck aus der Flasche schmatzten sie mit den Lippen. Ihre Unterhaltung erstickte jedes andere Geräusch. Der überhitzte Laden hallte wider von ihrem temperamentvollen Gespräch und roch nach Pfeifenqualm, feuchtem Wollzeug und Kerosin.

Carl trat ein, er hatte den Mantel an und trug einen Holzkasten mit Messinggriff. «Komm», sagte er, «ich habe deine Pferde gefüttert und getränkt. Der Wagen steht vor der Tür.» Er trug Emil hinaus und legte ihn in das Stroh hinter dem Kutschsitz. Die Hitze im Laden hatte den kleinen Burschen schläfrig gemacht, aber sein Kätzchen hielt er fest umklammert. «Das war schrecklich nett von dir, daß du so hoch raufgeklettert bist und meine Katze geholt hast, Carl. Wenn ich groß bin, will ich auch raufklettern und kleinen Jungs ihre Katzen wiederholen», murmelte er schlaftrunken. Noch bevor die Pferde den ersten Hügel hinter sich hatten, schliefen Emil und seine Katze fest.

Obwohl es erst vier Uhr war, dämmerte es schon. Die Straße führte nach Südwesten, dem fahlen, verwaschenen Licht entgegen, das in einem Streifen am bleiernen Himmel verglomm. Es fiel auf die beiden jungen, traurigen Gesichter, die ihm schweigend zugewandt waren: auf die

Augen des Mädchens, das so verzweifelt und ratlos in die Zukunft zu blicken schien, und auf die schwermütigen Augen des Jungen, dessen Blick anscheinend schon in die Vergangenheit gerichtet war. Die kleine Stadt in ihrem Rücken war verschwunden, als habe es sie nie gegeben, war hinter den Bodenwellen der Prärie versunken. Das düstere, vereiste Land nahm sie an sein Herz. Die wenigen Heimstätten lagen weit auseinander. Hier und dort stand das hohe Gerüst eines Windrades gegen den Himmel, duckte sich ein grasgedecktes Haus in eine Senke. Das Eigentliche aber war das Land selbst, es schien sich den ersten Anfängen einer menschlichen Gemeinschaft, die in dieser unerbittlichen Einöde um ihre Existenz kämpfte, entgegenzustemmen. Die Weite und Härte des Landes hatte den Mund des Jungen bitter werden lassen: er fühlte, daß der Mensch zu schwach war, hier Spuren zu hinterlassen. Dieses Land wehrte sich, es wollte seine grimmige Kraft, seine eigenartige, wilde Schönheit, seine einsame Schwermut bewahren. Der Wagen holperte über die hartgefrorene Straße. Die beiden Freunde sprachen noch weniger als sonst miteinander; es war, als sei die Kälte ihnen ins Herz gedrungen.

«Sind Lou und Oscar heute zum Holzfällen an den Blue gegangen?» fragte Carl.

«Ja. Es tut mir fast leid, daß ich sie gehen ließ, wo es so kalt geworden ist. Aber Mutter jammert immer, wenn das Holz knapp wird.» Alexandra machte eine Pause und strich sich das Haar aus der Stirn. «Was soll nur aus uns werden, Carl, wenn Vater wirklich sterben muß? Ich darf gar nicht daran denken. Ich wünschte, wir könnten alle

mit ihm gehen und das Gras wieder über alles wachsen lassen.»

Carl sagte nichts. Gerade vor ihnen lag der norwegische Friedhof, auf dem tatsächlich das struppige, rote Gras alles überwuchert hatte, sogar den Drahtzaun. Carl war sich bewußt, daß er kein sehr tröstlicher Gefährte war, aber was hätte er schließlich auch sagen sollen?

«Natürlich», fuhr Alexandra mit ein wenig festerer Stimme fort, «die Jungs sind kräftig und arbeiten hart. Aber wir haben uns immer so auf Vater verlassen, daß ich nicht weiß, wie wir ohne ihn weitermachen sollen. Manchmal glaube ich, es hat überhaupt keinen Zweck weiterzumachen.»

«Weiß dein Vater ...?»

«Ich glaube schon. Den ganzen Tag liegt er und rechnet mit seinen Fingern. Ich glaube, er versucht auszurechnen, was er uns hinterläßt. Es ist ihm ein Trost, daß meine Hühner trotz der Kälte weiterlegen und etwas Geld einbringen. Ich wünschte, wir könnten ihn von diesen Dingen ablenken; aber ich habe nicht viel Zeit, bei ihm zu sein.»

«Meinst du, er würde sich freuen, wenn ich mal abends mit meiner Laterna magica zu euch käme?»

Lebhaft wandte Alexandra sich ihm zu: «O Carl! Hast du sie wirklich bekommen?»

«Ja. Sie ist dort hinten im Stroh. Ist dir der Kasten nicht aufgefallen, den ich in der Hand hatte? Den ganzen Morgen habe ich sie im Keller vom Drugstore ausprobiert, sie funktioniert fabelhaft, macht wunderbare, große Bilder.»

«Was für Bilder?»

«Na, Jagdbilder aus Deutschland, von Robinson Crusoe und lustige Bilder von Menschenfressern. Ich will selbst auch welche machen, auf Glasplatten, aus dem Märchenbuch von Hans Andersen.»

Alexandra schien tatsächlich ein wenig heiterer. Oft ist in Menschen, die zu früh erwachsen sein mußten, noch viel Kindliches. «O ja, bitte, bring sie mit, Carl! Ich kann's kaum erwarten, die Bilder zu sehen, und Vater wird sich bestimmt auch freuen. Sind sie bunt? Dann weiß ich, daß sie ihm gefallen werden. Ihm gefallen ja auch die Kalender, die ich ihm aus der Stadt mitbringe. Ich wünschte, ich könnte mehr bekommen. Hier mußt du doch aussteigen, nicht wahr? Es war schön, daß du mich begleitet hast.»

Carl hielt die Pferde an und blickte unschlüssig zum schwarzen Himmel auf. «Es ist recht dunkel. Die Pferde bringen dich auch so nach Hause, aber ich glaube, ich zünde doch lieber die Laterne an, für alle Fälle.»

Er gab ihr die Zügel, kletterte nach hinten in den Wagenkasten, hockte sich hin und hängte sich den Mantel als Dach über den Kopf. Nach vielen erfolglosen Versuchen gelang es ihm, die Laterne anzuzünden; er stellte sie vor Alexandra hin und bedeckte sie halb mit einer Wolldecke, damit das Licht sie nicht blendete. «So. Wo ist mein Kasten? Da ist er ja. Gute Nacht, Alexandra. Versuch, nicht so traurig zu sein.» Damit sprang Carl vom Wagen und lief querfeldein zur Linstrumschen Heimstätte. «Huhu, huhu-u-u!» rief er zurück, bevor er hinter einer Hügelkuppe verschwand und in eine Sandrinne hinuntersprang. Der Wind antwortete wie ein Echo. «Huhu, hu-u-u!»

Allein fuhr Alexandra weiter. Das Rattern des Wagens ging im Heulen des Sturms unter, doch der Schein der Laterne, die sie fest zwischen den Füßen hielt, wanderte die Landstraße entlang immer tiefer und tiefer hinein in die Dunkelheit.

2

Auf einem der Hügelrücken der winterlichen Einöde stand das flache Blockhaus, in dem John Bergson im Sterben lag. Die Bergsonsche Heimstätte war leichter zu finden als viele andere, da sie über dem Norway Creek lag, einem seichten, schlammigen Bach, der auf dem Grunde einer Schlucht, deren steile Hänge mit Gestrüpp, Pappeln und Zwergeschen bewachsen waren, bald träge dahinfloß, bald sich staute. Dieser Bach verlieh den angrenzenden Farmen ein bestimmteres Aussehen. Unter den verwirrenden Eindrücken eines neuen Landes entmutigt und bedrückt nichts mehr, als wenn alle Merkmale, die auf menschliches Leben deuten, fehlen. Die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite waren klein und lagen meist in Niederungen versteckt. Man entdeckte sie erst, wenn man direkt davorstand. Die meisten waren aus Grassoden gebaut und dadurch nur eine andere Form des ewig gleichen Bodens. Statt Straßen gab es schwache Wagenspuren im Gras, und die Felder waren kaum zu erkennen, denn die Furchen der Pflugschar wirkten wie die schwachen Kratzer auf Stein aus prähistorischen Zeiten, die ebenso von Gletschern wie von Menschenhand herrühren können.

In elf langen Jahren hatte John Bergson in der Wildnis, die er hatte unterwerfen wollen, kaum etwas erreicht. Noch immer war sie unbezwungen und voll häßlicher, unberechenbarer Launen. Mißgeschick drohte von ihr. Ihr Geist war den Menschen feindlich. Dies alles quälte den Kranken, während er, nachdem ihn der Arzt am Tag nach Alexandras Ausflug in die Stadt verlassen hatte, dalag und aus dem Fenster blickte. Dort erstreckte es sich vor seiner Tür, das immer gleiche Land, die immer gleichen bleigrauen Meilen. Jeder Hügelzug, jedes Tal und jede Senke zwischen dem Haus und dem Horizont war ihm vertraut. Im Süden lagen die gepflügten Felder, im Osten die grasgedeckten Ställe, die Viehpferche, der Teich – und dann kam das Gras.

Bergson dachte an all die Dinge, die ihm fehlgeschlagen waren. In einem Winter war das Vieh im Schneesturm umgekommen. Im darauffolgenden Sommer hatte sich eins der Ackerpferde in einem Präriehundbau ein Bein gebrochen und mußte erschossen werden. In einem anderen Sommer hatte er die Schweine durch die Cholera verloren, und ein wertvoller Hengst war am Biß einer Klapperschlange gestorben. Immer wieder hatte es Mißernten gegeben. Zwei Kinder hatte er verloren, die zwischen Lou und Emil geboren waren, und Krankheit und Tod hatten Geld gekostet. Und nun, wo er sich endlich aus den Schulden herausgearbeitet hatte, mußte er sterben. Er war erst sechsundvierzig und hatte natürlich geglaubt, mehr Zeit zu haben.

In den ersten fünf Jahren auf dem Hohen Land hatte Bergson immer mehr Schulden machen müssen, und in

den letzten sechs hatte er sie wieder abgetragen. Er hatte die Hypotheken abgelöst und besaß nun praktisch wieder das, womit er angefangen hatte – das Land. Von der Prärie um ihn herum gehörte ihm genau eine Quadratmeile: seine eigene Heimstätte und der Holzschlag umfaßten eine halbe Quadratmeile, die andere Hälfte hatte einem jüngeren Bruder gehört, der den Kampf aufgegeben hatte und nach Chicago zurückgekehrt war, um dort in einer Konditorei zu arbeiten und sich im Schwedischen Turnverein hervorzutun. Bisher hatte John Bergson noch nichts unternommen, diesen Teil urbar zu machen, sondern benutzte ihn als Weideland, einer seiner Söhne ritt hier bei milder Witterung die Herden ab.

John Bergson glaubte wie seine Väter, daß Grundbesitz als solcher schon erstrebenswert sei. Aber dieses Land hier war ein Rätsel. Es war wie ein Pferd, das niemand einzureiten versteht, das wild wird und alles zerstampft. Er war der Meinung, daß niemand es richtig bearbeiten könne, er sprach oft mit Alexandra darüber. Auf jeden Fall verstanden seine Nachbarn noch weniger von Landwirtschaft als er. Viele von ihnen hatten, bevor sie eine Heimstätte übernommen hatten, noch nie auf einer Farm gearbeitet. Daheim waren sie Handwerker, Schneider, Schlosser, Tischler, Zigarrendreher und dergleichen, gewesen. Er selbst hatte auf einer Werft gearbeitet.

Seit Wochen brütete John Bergson über diesen Dingen. Sein Bett stand im Wohnzimmer neben der Küche. Tagsüber, während nebenan gebacken, gewaschen und gebügelt wurde, lag er da und blickte zu den Deckenbalken auf, die er selbst geschlagen hatte, oder sah zum Fenster hin-

aus auf das Vieh im Pferch. Immer wieder zählte er es und stellte Betrachtungen darüber an, wieviel wohl jeder Ochse bis zum Frühjahr an Gewicht zunehmen würde, das brachte ihn von seinen Grübeleien ab. Oft rief er seine Tochter zu sich, um sich mit ihr darüber zu unterhalten. Alexandra war kaum zwölf Jahre alt, als sie ihrem Vater schon eine Hilfe gewesen war. Und je älter sie wurde, desto mehr hatte er sich daran gewöhnt, sich auf ihren Verstand und ihr gesundes Urteil zu verlassen. Die Jungen waren arbeitswillig, gewiß, doch wenn er etwas mit ihnen besprechen wollte, brachte ihn das meistens auf. Alexandra war diejenige, die die Zeitungen und Börsenberichte las und aus den Fehlern der Nachbarn lernte. Alexandra wußte immer, was die Mast jedes Ochsen in etwa gekostet hatte und konnte besser als John Bergson selbst das Gewicht eines Schweines schätzen, bevor es auf die Waage kam. Lou und Oscar arbeiteten fleißig, aber ihnen war nicht beizubringen, es mit Verstand zu tun.

Alexandra, sagte ihr Vater sich oft, war wie ihr Großvater, womit er ausdrücken wollte, daß sie klug sei. John Bergsons Vater war Schiffsbauer gewesen, ein Mann in beachtlicher Stellung und mit einigem Vermögen. Er hatte spät noch ein zweites Mal geheiratet, eine Stockholmerin von zweifelhaftem Charakter. Sie war viel jünger als er und hatte ihn zu allen möglichen Extravaganzen verführt. Diese Ehe war ein Mißgriff gewesen, die verzweifelte Torheit eines kraftvollen Mannes, der es nicht ertragen konnte, alt zu werden. In wenigen Jahren machte die gewissenlose Frau seine lebenslange Redlichkeit zunichte. Er spekulierte, verlor sein eigenes Vermögen und auch

Gelder, die ihm arme Seeleute anvertraut hatten. Er starb in Schande und hinterließ seinen Kindern nichts. Aber trotz alledem: Er hatte sich vom einfachen Seemann heraufgearbeitet, hatte mit keinem anderen Kapital als Tüchtigkeit und Weitblick ein ansehnliches kleines Geschäft aufgebaut und damit gezeigt, daß er ein ganzer Mann war. Die Willensstärke und die einfache, geradlinige Art des Denkens und Planens, die seinem Vater in guten Zeiten zu eigen gewesen war, fand John Bergson in seiner Tochter wieder. Er hätte diese Ähnlichkeit natürlich lieber an einem seiner Söhne gesehen, doch da war nichts zu machen. Er mußte es nehmen, wie es nun einmal war, und, wie er so dalag, Tag für Tag, dankbar sein, daß unter seinen Kindern eines war, dem er die Zukunft der Familie und die Nutzung des schwer erworbenen Landes anvertrauen konnte.

Der winterliche Tag verdämmerte. Der Kranke hörte, wie seine Frau in der Küche ein Streichholz anzündete, und gleich darauf schimmerte Lampenlicht durch den Türspalt. Es schien ein fernes Licht zu sein. Mühsam wandte er sich im Bett um und blickte auf seine weißen Hände, die nicht mehr arbeiten konnten. Er fühlte, daß es an der Zeit war, loszulassen. Er wußte nicht warum, doch er war bereit, sich tief unter seinen Feldern, dort wo kein Pflug ihn erreichte, zur Ruhe zu legen. Er war der Fehler müde und zufrieden, den ganzen Wirrwarr in andere Hände legen zu können, in die starken Hände seiner Alexandra.

«Tochter!» rief er mit schwacher Stimme. «Tochter!» Er hörte ihren raschen Schritt, gleich darauf sah er im Türrahmen vor dem Lampenlicht ihre hohe Gestalt. Er fühlte

ihre Jugend und Kraft, die Leichtigkeit, mit der sie sich bewegte, sich bückte und trug. Aber er wünschte sich dies alles nicht zurück, nein! Er kannte das Ende zu gut, um noch einmal anfangen zu wollen. Er wußte, wohin alles führte und was aus allem wurde.

Seine Tochter trat zu ihm ans Bett und richtete ihn in den Kissen auf. Sie redete ihn mit dem alten schwedischen Namen an, wie sie es als kleines Kind getan hatte, als sie ihm sein Essen zur Werft brachte.

«Ruf die Jungs herein, Tochter, ich möchte mit ihnen sprechen.»

«Sie füttern gerade die Pferde, Vater, sie sind eben erst von Blue heimgekommen. Soll ich sie trotzdem rufen?»

Er seufzte. «Nein, nein. Warte, bis sie hereinkommen. Du wirst für deine Brüder sorgen müssen, Alexandra. Die ganze Last wird auf dir liegen.»

«Ich werde tun, was ich kann, Vater.»

«Paß auf, daß sie nicht den Mut verlieren und auf und davon gehen wie Onkel Otto. Ich will, daß sie das Land behalten.»

«Gewiß, Vater. Wir werden es nicht aufgeben.»

Aus der Küche hörte man schwere Schritte. Alexandra ging an die Tür und winkte ihre Brüder, zwei stämmige Burschen von siebzehn und neunzehn Jahren, herein. Sie kamen und stellten sich ans Fußende des Bettes. Ihr Vater sah sie forschend an, obwohl er ihre Gesichter in der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Sie hatten sich nicht verändert, sagte er sich, er hatte sich nicht in ihnen getäuscht. Der kantige Schädel und die massigen Schultern

gehörten Oscar, dem Älteren. Der Jüngere war lebhafter, aber ein wenig haltlos.

«Jungs», begann der Vater müde, «ich wünsche, daß ihr den Grundbesitz zusammenhaltet und euch von eurer Schwester leiten laßt. Während meiner Krankheit habe ich viel mit ihr besprochen, sie kennt meine Gedanken. Ich will keinen Streit unter meinen Kindern, und solange ihr gemeinsam in diesem Haus wohnt, muß einer das Sagen haben. Alexandra wird ihr Bestes tun, wird weniger Fehler machen als ich. Wenn ihr heiratet und ein eigenes Haus bauen wollt, soll das Land ehrlich nach Recht und Gesetz unter euch geteilt werden. Aber in den nächsten Jahren wird es noch hart sein, und ihr müßt zusammenhalten. Alexandra wird wirtschaften, so gut sie kann.»

Oscar, der normalerweise als letzter sprach, antwortete als der Ältere: «Ja, Vater. Es wird in jedem Fall so sein, auch ohne daß du es ausdrücklich sagst. Wir werden den Besitz gemeinsam bewirtschaften.»

«Und ihr werdet euch von eurer Schwester leiten lassen, Jungs, und ihr gute Brüder und eurer Mutter gute Söhne sein? Gut. Und Alexandra soll nicht mehr auf dem Feld arbeiten, das ist jetzt nicht mehr nötig. Wenn ihr Hilfe braucht, dingt euch einen Knecht. Mit Eiern und Butter verdient Alexandra mehr als seinen Lohn. Es war einer meiner Fehler, daß ich das nicht früher erkannt habe. Versucht, jedes Jahr etwas mehr Land zu bestellen. Der erste Mais, den ihr darauf erntet, eignet sich gut als Futter. Bleibt dabei, den Acker zu bestellen und immer mehr Heu einzufahren, als ihr braucht. Und murrt nicht, wenn Mutter euch bittet, den Garten umzugraben oder ein paar

Obstbäume zu setzen, auch wenn gerade viel zu tun ist. Sie ist euch eine gute Mutter und vermißt die alte Heimat noch immer.»

Als sie wieder in der Küche waren, setzten die Jungen sich schweigend an den Abendbrottisch. Während der ganzen Mahlzeit hoben sie kein einziges Mal die geröteten Augen von den Tellern. Und obwohl sie den ganzen Tag draußen in der Kälte gearbeitet hatten und es Kaninchenragout und Pflaumenkuchen gab, hatten sie nur wenig Appetit.

Auch John Bergson hatte unter seinem Stand geheiratet, aber er hatte eine gute Hausfrau bekommen. Mrs. Bergson war eine hellhäutige, korpulente Frau und ebenso schwerfällig und ruhig wie ihr Sohn Oscar. Doch von ihr ging etwas Behagliches aus, vielleicht weil sie Gemütlichkeit liebte. Elf Jahre lang hatte sie sich redlich bemüht, ihrem Haushalt auch unter den schwierigsten Verhältnissen wenigstens einen Anschein von Ordnung zu geben. Mrs. Bergson war ein Gewohnheitsmensch, und ihren unermüdlichen Versuchen, die alte Lebensweise auch in der Neuen Welt fortzusetzen, war es zu danken, daß ihre Familie zusammenhielt und im Alltag nicht nachlässig wurde. So hatten die Bergsons nur deshalb ein Blockhaus, weil Mrs. Bergson sich geweigert hatte, in einem grasgedeckten Haus zu leben. Sie hatte daheim immer gerne Fisch gegessen und schickte die Jungen zweimal im Sommer an den zwanzig Meilen entfernten Fluß, um Welse zu fangen. Als die Kinder noch klein waren, hatte sie sie samt dem Baby in seiner Wiege auf einen Wagen geladen und war selbst fischen gegangen.

Alexandra pflegte zu sagen, daß ihre Mutter, wenn sie an einer unbewohnten Insel strandete, Gott für ihre Rettung danken, einen Garten anlegen und etwas zum Einmachen suchen würde. Denn Einmachen war Mrs. Bergsons Leidenschaft. Trotz ihrer Körperfülle streifte sie wie ein Raubtier auf der Jagd nach Beute durch das Buschwerk an den Ufern des Norway Creek und suchte nach Fuchsreben und wilden Pflaumen. Sogar aus den faden Erdkirschen, die auf der Prärie wuchsen, machte sie Marmelade, die sie mit Zitronenschale würzte, und aus den Gartentomaten kochte sie ein klebriges dunkles Kompott. Auch mit den Früchten der gemeinen Wicke hatte sie Versuche angestellt, und nie konnte sie die schönen, goldbraunen Trauben sehen, ohne kopfschüttelnd zu bemerken: «Schade, schade!» Wenn es nichts mehr einzukochen gab, machte sie sich ans Einlegen. Die Rechnungen für die Berge von Zucker, die sie dabei verbrauchte, wurden manchmal zu einer ernsten Gefahr für den Haushalt. Sie war eine gute Mutter, aber trotzdem war sie recht froh, als die Kinder so groß waren, daß sie ihr in der Küche nicht mehr im Weg standen. Sie hatte es John Bergson nie ganz verziehen, daß er sie hierher ans Ende der Welt gebracht hatte. Aber da sie nun einmal hier war, wollte sie in Ruhe gelassen werden und, so gut es ging, ihr altes Leben weiterleben. Solange sie Speck im Keller, Einmachgläser auf den Regalen und Leinen im Schrank hatte, konnte sie dem Leben noch etwas abgewinnen. Sie mißbilligte die schlampige Haushaltsführung ihrer Nachbarinnen, und die hielten sie für hochmütig. Die alte Mrs. Lee hatte sich einmal, als Mrs. Bergson auf dem Weg zum Norway Creek

bei ihr vorbeischaute, auf dem Heuboden versteckt, «aus Angst, sie erwischt mich barfuß».

3

Eines Sonntagnachmittags im Juli, sechs Monate nach John Bergsons Tod, saß Carl in der Tür von Linstrums Küche und träumte über einer illustrierten Zeitung, als er von der Landstraße her das Rattern eines Wagens hörte. Er sah auf und erkannte das Gespann der Bergsons. Im Wagen waren zwei Bänke, sie machten also einen Ausflug. Oscar und Lou auf dem Kutschbock hatten ihre Tuchmäntel an und die Filzhüte auf, die sie nur sonntags trugen. Auf der hinteren Bank neben Alexandra saß Emil, stolz in rosa gestreiftem Hemd mit großem Rüschenkragen und neuer Hose, die man ihm aus einer alten seines Vaters geschneidert hatte. Oscar hielt die Pferde an und winkte Carl, der schnell seinen Hut nahm und ihnen über das Melonenbeet entgegenlief.

«Willst du mit?» rief Lou. «Wir wollen zum verrückten Ivar, eine Hängematte kaufen.»

«Klar.» Keuchend kam Carl angelaufen, kletterte über das Rad und setzte sich zu Emil. «Ich wollte mir schon immer mal Ivars Teich ansehen, er soll der größte in der ganzen Gegend sein. Hast du keine Angst, in deinem neuen Hemd zu Ivar zu gehen, Emil? Womöglich will er's haben und zieht es dir aus!»

Emil grinste. «Ich hätte schreckliche Angst», gab er zu, «wenn ihr großen Jungs nicht dabeiwärt, um mich zu

beschützen. Hast du ihn schon mal heulen hören, Carl? Die Leute sagen, daß er nachts manchmal heulend durch die Gegend läuft, weil er Angst vor Gottes Strafe hat. Mutter meint, er muß etwas ganz Schlimmes getan haben.»

Lou drehte sich um und zwinkerte Carl zu: «Was würdest du denn machen, wenn du allein auf der Prärie wärst und Ivar käme, Emil?»

Emil starrte ihn an. «Vielleicht könnte ich mich in einem Dachsbau verstecken», meinte er unsicher.

«Und wenn da keiner wäre?» beharrte Lou. «Würdest du weglaufen?»

«Nein. Dazu hätte ich zuviel Angst», gab Emil, an seinen Fingern zupfend, kleinlaut zu. «Ich glaube, ich würde mich auf die Erde setzen und beten.»

Die großen Jungen lachten, und Oscar schwang seine Peitsche über den breiten Pferderücken.

«Ivar würde dir nichts tun», sagte Carl beruhigend. «Als unsere Stute unreifen Mais gefressen hatte und fast so dick wurde wie unser Wassertank, kam Ivar, um sie zu verarzten, und er behandelte sie genauso zärtlich wie du deine Katzen. Von dem, was er sagte, konnte ich zwar nicht viel verstehen, denn er spricht ja kein Englisch, aber er streichelte sie und stöhnte dabei, als hätte er selbst die Schmerzen. ‹So, Schwester›, redete er auf sie ein. ‹Das hilft dir, jetzt wird's gleich besser.›»

Lou und Oscar lachten, und Emil kicherte entzückt und sah zu seiner Schwester auf.

«Der Kerl hat doch keine Ahnung vom Heilen», sagte Oscar geringschätzig. «Man sagt, daß er die Medizin selbst

austrinkt, wenn die Pferde krank sind, und dann für sie betet.»

Alexandra unterbrach ihn. «Das erzählen die Crows, aber ihre Pferde hat er immerhin gesund gemacht. An manchen Tagen ist sein Verstand wie umnebelt, aber wenn er seine guten Tage hat, kann man viel von ihm lernen. Er versteht die Tiere. Ich war doch selbst dabei, wie er Bergquists Kuh das Horn abnahm, als sie es sich gebrochen hatte und vor Schmerzen verrückt wurde. Sie jagte kreuz und quer über den Platz und schlug den Kopf überall dagegen, bis sie durch das Dach der alten Erdwohnung brach und brüllend steckenblieb. Da kam Ivar mit seinem weißen Beutel angelaufen, und kaum war er bei ihr, beruhigte sie sich, ließ ihm das Horn absägen und die Stelle mit Teer betupfen.»

Gespannt war Emil der Erzählung seiner Schwester gefolgt. Sein Gesicht spiegelte die Leiden der Kuh wider. «Und dann tat es ihr gar nicht mehr weh?» fragte er.

Alexandra tätschelte ihn. «Nein, dann nicht mehr. Nach zwei Tagen war ihre Milch schon wieder gut.»

Die Straße, die zu Ivars Heimstätte führte, war sehr schlecht. Er hatte sich jenseits der Bezirksgrenze in der wilden Prärie niedergelassen, wo sich außer einigen Russen – sechs Familien, die in einem langgestreckten, barakkenähnlichen Gebäude zusammenlebten – niemand angesiedelt hatte. Je weniger Nachbarn, desto weniger Versuchungen, so hatte Ivar seine Wahl erklärt. Da er hauptsächlich als Pferdedoktor arbeitete, schien es trotzdem nicht sonderlich klug, daß er seinen Wohnsitz in der entlegensten Gegend, die er finden konnte, aufgeschlagen

hatte. Der Bergsonsche Wagen holperte über Erdbuckel und grasige Böschungen, folgte den Windungen der Talsenken, umrundete weitgestreckte Seen, wo im klaren Wasser goldfarbenes Mädchenauge wuchs und Wildenten flügelschlagend aufstiegen.

Lou sah ihnen verdrießlich nach. «Ich hätte mein Gewehr doch mitnehmen sollen, Alexandra», sagte er verärgert. «Ich hätte es ja hinten im Wagen unterm Stroh verstecken können.»

«Dann hätten wir Ivar belügen müssen. Außerdem heißt es, daß er tote Vögel riechen kann. Und wenn er euch erwischte, würden wir nichts mehr von ihm bekommen, nicht mal eine Hängematte. Ich will einiges mit ihm besprechen, und wenn er zornig ist, will er nicht vernünftig reden, dann ist nichts mit ihm anzufangen.»

Lou schnaubte. «Wer hat ihn denn überhaupt je vernünftig reden hören! Ich für mein Teil ziehe Enten zum Abendessen dem Geschwätz des verrückten Ivar vor.»

Emil wurde unruhig. «Aber Lou! Du wirst ihn doch nicht wild machen? Dann heult er womöglich!»

Wieder lachten alle, und Oscar trieb die Pferde den bröckelnden Hang eines Lehmhügels hinauf. Die Seen und das rote Präriegras hatten sie jetzt hinter sich gelassen. Hier, wo der verrückte Ivar wohnte, war das Gras kurz und grau, die Täler tiefer als in der Gegend der Bergsons, und Buckel und Hügel bestimmten das Bild der Landschaft. Es gab auch keine wilden Blumen mehr, nur tief in den Tälern und Rinnen wuchsen einige der zähesten und widerstandsfähigsten Sorten: Duft-Bleiindigo, Eisenkraut und Wolfsmilch.

«Sieh nur, Emil. Da ist Ivars großer Teich!» Alexandra zeigte auf eine glitzernde Wasserfläche in einer Talmulde. An einem Ende des Teiches war ein mit grünen Weidenbüschen bepflanzter Erddamm, und über ihm waren eine Tür und ein einziges Fenster in den Berghang eingelassen. Man entdeckte sie nur, weil sich die Sonne in den vier kleinen Scheiben spiegelte. Nichts anderes war zu sehen: kein Schuppen, kein Pferch, kein Brunnen, nicht einmal ein Pfad im krausen Gras. Wäre da nicht das kurze, verrostete Ofenrohr gewesen, das aus dem Boden ragte, man hätte über Ivars Dach gehen können, ohne auch nur zu ahnen, wie nahe man einer menschlichen Behausung war. Während der drei Jahre, die Ivar nun schon in der Lehmböschung lebte, hatte er das Bild der Natur nicht mehr verändert als der Kojote, der vorher darin gehaust hatte.

Als die Bergsons über den Hügel kamen, saß Ivar in der Haustür und las in der norwegischen Bibel. Er war ein mißgestalteter, alter Mann mit einem plumpen, kräftigen Körper auf kurzen, krummen Beinen. Sein struppiges, weißes Haar, das ihm in einer dichten Mähne um die frischroten Wangen hing, ließ ihn älter erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Er ging barfuß, trug aber ein sauberes, kragenloses Hemd aus ungebleichter Baumwolle, das er jeden Sonntag zu wechseln pflegte, obwohl er nie zur Kirche ging. Er hatte einen eigenen, besonderen Glauben und konnte mit keiner der Konfessionen etwas anfangen. Oft sah er die ganze Woche über keinen Menschen. Aber da er einen Kalender hatte, auf dem er jeden Morgen einen Tag abstrich, wußte er immer genau, welcher Wochentag es war. In der Erntezeit verdingte er sich zum

Dreschen und Maisschälen, und wenn man ihn rief, kurierte er das Vieh. Zu Hause knüpfte er Hängematten aus Bindfaden und lernte ganze Kapitel der Bibel auswendig.

In der selbstgewählten Einsamkeit fühlte Ivar sich wohl. Er verabscheute die Unordnung menschlicher Niederlassungen: den Abfall, die Scherben, die alten Waschbütten und Teekessel, die man achtlos ins Sonnenblumenbeet warf. Er zog die Sauberkeit und Ordnung des unberührten Landes vor und pflegte zu behaupten, die Dachse hätten sauberere Wohnungen als die Menschen, und seine Haushälterin – falls er je eine haben sollte – würde Frau Dachs heißen. Seine Vorliebe für die primitive Behausung begründete er am liebsten mit dem Ausspruch, daß die Bibel ihm dort wahrer erschiene als anderswo. Wenn man in der Tür seiner Höhle stand und auf das weite, unberührte Land sah, den lächelnden Himmel und das krause Steppengras, das in der heißen Sonne weißlich flimmerte, wenn man in der unendlichen Stille dem jubelnden Lied der Lerche, dem Trommeln der Wachteln und dem Zirpen der Grillen lauschte, dann konnte man Ivar verstehen.

An diesem Sonntagnachmittag leuchtete sein Gesicht vor Glück. Er klappte das Buch auf seinen Knien zu, ließ den schwieligen Finger zwischen den Seiten liegen und wiederholte leise:

«Du lässest Wasser in den Tälern quellen,
daß sie zwischen den Bergen dahinfließen,
Daß alle Tiere des Feldes trinken,
und das Wild seinen Durst lösche.

Die Bäume des HERRN stehen voll Saft,
die Zedern des Libanon, die er gepflanzt hat.
Dort nisten die Vögel,
und die Reiher wohnen in den Wipfeln.
Die hohen Berge geben dem Steinbock Zuflucht
und die Felsklüfte dem Klippdachs.»

Bevor er seine Bibel wieder aufschlug, hörte er den Wagen der Bergsons. Er sprang auf und lief ihm entgegen.

«Keine Gewehre! Keine Gewehre!» rief er und fuchtelte aufgeregt mit den Armen.

«Nein, Ivar. Keine Gewehre!» erwiderte Alexandra beruhigend.

Er ließ die Arme sinken, trat an den Wagen und sah sie freundlich lächelnd aus seinen blaßblauen Augen an.

«Wir möchten eine Hängematte kaufen, wenn du eine hast», erklärte Alexandra. «Und mein kleiner Bruder hier würde sich gern deinen großen Teich mit den vielen Vögeln ansehen.» Ivar lächelte einfältig. Er begann den Pferden die Nasen zu reiben und fühlte ihnen im Maul hinterm Gebiß herum. «Gerade jetzt nicht viele Vögel; nur ein paar Enten heute morgen; und einige Schnepfen kommen zum Trinken. Aber letzte Woche war ein Kranich hier. Er blieb eine Nacht und kam am nächsten Abend wieder. Ich weiß nicht warum. Es ist nicht seine Jahreszeit. Ja, im Herbst! Da fliegen viele Kraniche über Land. Dann ist er jede Nacht voll fremder Stimmen.»

Alexandra übersetzte es Carl, der nachdenklich dreinschaute. «Frag ihn, Alexandra, ob es wahr ist, daß einmal eine Möwe bis hierherkam. Ich habe es gehört.»

Sie hatte einige Mühe, sich dem Alten verständlich zu machen.

Zunächst sah er verblüfft aus. Dann aber erinnerte er sich und schlug die Hände zusammen. «Ja, genau! Ein großer weißer Vogel mit langen Flügeln und roten Füßen! Nein! Hatte der eine Stimme! Er kam am Nachmittag und flog kreischend um den Teich, bis es dunkel wurde. Er war bestimmt irgendwie in Not, aber ich konnte ihn nicht verstehen. Vielleicht wollte er zum anderen Ozean hinüberfliegen und wußte nicht, wie weit der Weg noch war, und hatte Angst, nicht hinzukommen. Er klang trauriger als unsere Vögel, er klagte die ganze Nacht. Als er das Licht in meinem Fenster entdeckte, kam er ganz schnell herauf. Vielleicht hielt er mein Haus für ein Schiff, er war ja ein wilder Vogel. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang wollte ich ihm Futter bringen, aber er flog in den Himmel und machte sich auf den Weg.» Ivar fuhr mit den Fingern durch sein dichtes Haar. «Ich habe schon viele fremde Vögel hier bei mir gehabt. Sie kommen von sehr weit her und leisten mir wunderbar Gesellschaft. Ich hoffe, ihr Jungs schießt niemals wilde Vögel?»

Lou und Oscar grinsten, und Ivar schüttelte seinen struppigen Kopf. «Ja, ich weiß, Jungs sind gedankenlos. Aber diese wilden Vögel sind Gottes Geschöpfe. Er wacht über sie und zählt sie, wie wir unser Vieh. Christus sagt das im Neuen Testament.»

«Nun, Ivar», unterbrach ihn Lou, «können wir wohl unsere Pferde am Teich tränken und füttern? Die Straße zu dir ist schauderhaft.»

«Ja, ja, das ist wahr.» Hastig begann der alte Mann die

Riemen zu lösen. «Schlechte Straße, wie? Ihr Braven! Und die Braune hat noch dazu ein Fohlen daheim.»

Oscar schob den Alten beiseite. «Um die Pferde kümmern wir uns schon, Ivar. Du findest bei ihnen noch eine Krankheit. Alexandra möchte deine Hängematten sehen.»

Ivar führte Alexandra und Emil in seine kleine Höhlenwohnung. Sie bestand aus einem einzigen Raum, der einen Bretterboden hatte und sauber verputzt und geweißt war. Darin befanden sich ein Ofen, ein Tisch mit einer Wachstuchdecke, zwei Stühle, eine Uhr und ein Kalender, auf der Fensterbank standen ein paar Bücher, das war alles. Das Ganze war sauber wie ein Speiseschrank.

«Wo schläfst du denn, Ivar?» Fragend sah Emil sich um.

Ivar löste eine Hängematte von einem Haken an der Wand, darin lag ein zusammengerolltes Büffelfell. «Hier, mein Junge. Eine Hängematte ist ein gutes Bett. Im Winter wickle ich mich in das Fell. Wenn ich anderswo arbeite, sind die Betten nicht halb so bequem.»

Inzwischen hatte Emil alle Scheu überwunden. Er fand die Höhle viel schöner als ein Haus. Sie hatte für ihn etwas anziehend Abenteuerliches, ebenso wie Ivar. «Wissen die Vögel denn, daß du es gut mit ihnen meinst, Ivar? Kommen deswegen so viele zu dir?» fragte er.

Ivar setzte sich auf den Fußboden und zog die Füße unter sich. «Sieh mal, kleiner Bruder, sie kommen von weither und sind sehr müde. Von dort oben, wo sie fliegen, sieht unsere Gegend ganz dunkel und flach aus. Sie brauchen Wasser zum Trinken und Baden, bevor sie weiterreisen können. Sie schauen dahin und dorthin, bis sie tief

unten etwas aufblitzen sehen, was wie eine auf der dunklen Erde liegende Glasscheibe aussieht. Das ist mein Teich. Sie kommen dann hierher, und niemand stört sie. Vielleicht streue ich ihnen sogar ein bißchen Mais hin. Das erzählen sie den anderen Vögeln, und im nächsten Jahr kommen noch mehr hier vorbei. Da oben gibt es nämlich Straßen, genau wie bei uns hier unten.»

Emil rieb sich nachdenklich die Knie. «Stimmt es, Ivar, daß die Leitenten ans Ende gehen, wenn sie müde sind, und daß die hinten Fliegenden dann ihre Stelle einnehmen?»

«Ja, die an der Spitze des Keils sind immer am schlimmsten dran, denn sie brechen den Wind. Das können sie nicht lange aushalten, vielleicht eine halbe Stunde. Dann lassen sie sich zurückfallen, der Keil teilt sich ein bißchen, und die letzten Enten kommen durch die Mitte nach vorn. Dann schließt er sich wieder, und sie fliegen unter der neuen Leitung weiter. Immerzu wechseln sie sich dort oben in der Luft ab, nie gibt es ein Durcheinander, genau so wenig wie bei gut gedrillten Soldaten.»

Als die Jungen vom Teich zurückkehrten, hatte Alexandra ihre Hängematte ausgesucht. Sie wollten nicht hereinkommen und blieben vor der Tür im Schatten des Abhangs sitzen, während Alexandra sich mit Ivar über die Vögel und seinen Haushalt unterhielt und ihn fragte, warum er weder frisches noch gepökeltes Fleisch äße.

Alexandra saß auf einem der Holzstühle und hatte die Arme auf den Tisch gestützt, und Ivar saß am Boden zu ihren Füßen. «Ivar», sagte sie unvermittelt und zog mit dem Zeigefinger das Muster des Wachstuches nach, «ich

bin heute eigentlich gekommen, um etwas mit dir zu besprechen, nicht um die Hängematte zu kaufen.»

«So?» Der Alte scharrte mit den bloßen Füßen über die Dielen.

«Wir haben eine große Schweineherde, Ivar. Im Frühjahr, als alle mir dazu rieten, wollte ich sie nicht verkaufen. Und nun gehen bei so vielen Leuten die Schweine ein, daß ich Angst bekomme. Was soll ich tun?»

Ivars kleine Augen leuchteten auf. Sein Blick verlor das Unstete.

«Du fütterst sie wohl mit Schlempe und derartigem Zeug? Natürlich! Und mit Sauermilch? Aha! Und hältst sie in einem stinkigen Koben? Ich sage dir, Schwester, die Schweine dieses Landes machen einiges mit. Sie werden unrein wie die Schweine in der Bibel. Was würde aus deinen Hühnern, wenn du sie so hieltest? Hast du nicht ein kleines Zuckerhirsebeet, das du einzäunen könntest, als Auslauf für die Schweine? Und dann bau ein Strohdach auf Pfählen, damit sie Schatten haben. Laß die Jungs ihnen Wasser in Fässern geben, viel sauberes Wasser. Hol sie aus dem alten stinkenden Koben heraus, und laß sie vor dem Winter nicht wieder hinein. Gib ihnen nur Getreide und sauberes Futter, wie den Pferden und Rindern. Schweine leben nicht gerne im Dreck.»

Die Jungen draußen hatten zugehört. Lou stieß seinen Bruder an. «Komm, die Pferde haben genug gefressen. Wir wollen anspannen und machen, daß wir fortkommen, sonst setzt er ihr noch mehr Flausen in den Kopf. Als nächstes sollen die Schweine wohl auch noch bei uns schlafen!»

Oscar grunzte und stand auf. Carl, der Ivar nicht verstanden hatte, sah, daß die beiden ärgerlich waren. Sie hatten nichts gegen schwere Arbeit, aber sie haßten Experimente und verstanden nicht, warum sie sich zusätzliche Mühe machen sollten. Auch Lou, der aufgeschlossener war als sein Bruder, machte ungern etwas anderes als die Nachbarn. Er hatte das Gefühl, daß man dadurch auffiel und Anlaß zu Gerede gab.

Als sie aber wieder auf dem Heimweg waren, vergaßen sie ihre schlechte Laune und machten Witze über Ivar und seine Vögel. Alexandra machte keine Vorschläge zur Verbesserung der Schweinezucht, und sie hofften, sie habe Ivars Geschwätz vergessen. Sie waren sich einig, daß er verrückter sei denn je und niemals etwas aus seinem Boden herauswirtschaften würde, weil er ihn so wenig bearbeitete. Im stillen nahm Alexandra sich vor, mit Ivar darüber zu sprechen und ihn zur Arbeit zu ermuntern. Die Jungen überredeten Carl, zum Abendessen zu bleiben und nach Anbruch der Dunkelheit mit ihnen im Teich auf der Viehweide zu schwimmen.

Am Abend, als die Mutter Brotteig knetete und Alexandra mit dem Abwasch fertig war, setzte sie sich auf die Schwelle der Küchentür. Es war eine stille, laue Sommernacht, erfüllt vom Duft der Heuwiesen. Von der Weide klangen Lachen und Planschen herüber. Als der Mond schnell über den kahlen Rand der Prärie stieg, glänzte der Teich wie poliertes Metall, und wenn die Jungen am Ufer entlangliefen oder ins Wasser sprangen, sah sie ihre weißen Gestalten leuchten. Verträumt blickte Alexandra über die schimmernde Wasserfläche, doch zuletzt schaute sie

wieder auf das Zuckerhirsebeet südlich der Scheune: Hier sollte der neue Schweinestall gebaut werden.

4

In den ersten drei Jahren nach John Bergsons Tod ging alles nach Wunsch. Dann aber kamen schwere Zeiten, die die Bewohner des Hohen Landes fast verzweifeln ließen. Drei Jahre Dürre und Mißernte, der letzte Kampf des noch unbezwungenen Bodens gegen das Eindringen der Pflugschar. Den ersten unfruchtbaren Sommer ertrugen die Bergson-Jungen ohne zu verzagen. Durch die schlechte Maisernte waren die Löhne niedrig. Lou und Oscar stellten zwei Knechte an und säten mehr aus denn je zuvor. Sie verloren alles. Die ganze Gegend war entmutigt. Die Farmer, die schon Schulden hatten, mußten ihr Land verkaufen. Ein paar Kündigungen von Hypotheken verursachten im Bezirk eine Panik. In dem kleinen Städtchen hockten die Siedler auf den hölzernen Gehsteigen und bestätigten sich gegenseitig, daß dieses Land nun einmal nicht dazu geschaffen sei, von Menschen bewohnt zu werden. Das einzig Vernünftige sei, nach Iowa oder Illinois oder sonstwohin zurückzugehen, wo man erwiesenermaßen leben könne. Auch die Bergson-Jungen wünschten sicherlich, bei ihrem Onkel in dem Bäckerladen in Chicago zu sein. Wie den meisten Nachbarn lag es ihnen mehr, ausgetretene Wege zu gehen, als sich neue Pfade in neuem Land zu bahnen. Feste Arbeit, ein paar Ferientage, keine Probleme, und sie wären glücklich gewesen. Ihr Feh-

ler war es nicht, daß man sie als Kinder in diese Wildnis verschleppt hatte. Ein Siedler muß Phantasie besitzen, mehr Freude an der Planung als am Erfolg seiner Pläne haben.

Der zweite ertraglose Sommer ging zu Ende. An einem Septembernachmittag war Alexandra durch das Tal in den Garten hinübergegangen, um Süßkartoffeln auszumachen, die in der Witterung, die alles andere vernichtet hatte, gut gediehen waren. Doch als Carl Linstrum auf der Suche nach ihr die Beete abschritt, arbeitete sie nicht. Sie lehnte sich gedankenverloren auf die Forke, der Sonnenhut lag neben ihr am Boden. Das ausgetrocknete Gartenland roch nach dürrem Weinlaub, und überall lagen gelbe Saatgurken, Kürbisse und Zitronen. An einem Ende, neben den Rhabarberstauden, wuchs gefiedertes Spargelkraut mit roten Beeren; den Mittelweg säumten Stachelbeer- und Johannisbeersträucher. Einige zähe Ringelblumen, Zinnien und roter Salbei zeugten davon, daß Mrs. Bergson gegen den Willen ihrer Söhne hier nach Sonnenuntergang gegossen hatte. Langsam und leise, den Blick aufmerksam auf Alexandra gerichtet, kam Carl den Gartenpfad herauf. Sie hörte ihn nicht. Sie stand unbeweglich, in jener ernsten Gelassenheit, die so charakteristisch für sie war. Die schweren, rotblonden Zöpfe, die um ihren Kopf gewunden waren, flammten förmlich im Sonnenlicht. Die Luft war so kühl, daß man sich über die wärmende Sonne auf Schultern und Rücken freute, sie war so klar, daß das Auge einem Habicht weit in die leuchtend blauen Tiefen des Himmels zu folgen vermochte. Carl war nie ein heiterer Mensch gewesen, und die beiden harten Jahre

hatten ihn noch schwermütiger werden lassen, doch an solchen Tagen liebte auch er dieses Land und fühlte sich angerührt von seiner Kraft und Jugend und Wildheit, die über Sorgen nur lachten.

«Alexandra», begann er, als er zu ihr trat. «Ich möchte dir etwas sagen. Wollen wir uns dort bei den Stachelbeersträuchern hinsetzen?» Er nahm den Kartoffelsack, und sie gingen durch den Garten. «Sind die Jungs in der Stadt?» fragte er, als er sich auf den warmen, von der Sonne ausgedörrten Boden setzte. «Ja – also – Alexandra – wir haben uns jetzt endgültig entschlossen, wir gehen wirklich fort.»

Bestürzt sah sie ihn an.

«Wirklich, Carl? Steht es ganz fest?»

«Ja. Vater hat Nachricht aus St. Louis. Er kann seinen alten Posten in der Zigarrenfabrik wiederbekommen. Am ersten November muß er dort sein. Dann werden die Neuen eingestellt. Für das Grundstück nehmen wir, was man uns bietet, und das Vieh wird versteigert. Wir haben sonst nicht genug für die Reise. Ich werde dort bei einem deutschen Kupferstecher in die Lehre gehen und dann versuchen, in Chicago Arbeit zu bekommen.»

Alexandra ließ die Hände in den Schoß sinken. Ihre Augen verschleierten sich und füllten sich mit Tränen.

Carls empfindsame Lippen zitterten. Er kratzte mit einem Stock auf dem Boden. «Eins bedrückt mich besonders, Alexandra», sagte er langsam. «Du hast uns so oft beigestanden und Vater aus so vielen Schwierigkeiten geholfen. Und jetzt sieht es so aus, als ließen wir dich gerade in der schlimmsten Zeit im Stich. Aber wir würden

dir ja nie wirklich helfen können. Wir sind nur eine zusätzliche Last für dich, um die du dich kümmern und sorgen mußt. Vater ist nicht zum Farmer geboren, das weißt du. Und ich hasse die Landwirtschaft. Wir würden nur immer tiefer in Schwierigkeiten geraten.»

«Ja, Ja, Carl, ich weiß. Du vergeudest hier dein Leben. Du kannst etwas viel Besseres tun. Du bist jetzt bald neunzehn, und ich möchte gar nicht, daß du bleibst. Ich habe immer gehofft, daß du fortkämst. Aber trotzdem habe ich Angst, wenn ich daran denke, wie sehr du mir fehlen wirst – mehr als du ahnst.» Sie wischte sich die Tränen von den Wangen und machte keinen Versuch, sie zu verbergen.

«Aber Alexandra», sagte er wehmütig und traurig, «ich konnte dir doch nie richtig helfen. Höchstens, daß ich manchmal versucht habe, die Jungs bei Laune zu halten.»

Alexandra lächelte und schüttelte den Kopf: «Ach, das ist es ja nicht, es ist nichts Greifbares. Aber dadurch, daß du mich verstanden hast, mich und die Mutter und die Jungs, hast du mir geholfen. Wahrscheinlich kann ein Mensch einem anderen nur so wirklich helfen. Und du bist der einzige, der mir jemals geholfen hat. Daß du jetzt fortgehst, ist irgendwie schwerer zu ertragen als alles andere.»

Carl blickte zu Boden. «Weißt du, wir haben uns alle immer auf dich verlassen, sogar Vater. Manchmal mußte ich wirklich lachen. Wenn irgendwas passiert, sagt er immer: ‹Was Bergsons wohl machen würden? Ich denke, ich gehe rüber und frage mal.› Ich werde wohl nie vergessen, wie ich damals, als wir noch ganz neu hier waren und

unser Pferd eine Kolik bekam, zu euch lief – dein Vater war nicht da, und du bist dann mitgekommen und hast meinem Vater gezeigt, wie man ein Pferd von Blähungen befreit. Du warst noch klein, aber du wußtest mehr über Landwirtschaft als mein armer Vater. Erinnerst du dich noch, wie ich immer Heimweh bekam und wie wir auf dem Schulweg lange Gespräche führten? Wir haben uns immer verstanden.»

«Ja, genau. Wir haben die gleichen Dinge gemocht, und wir haben sie gemeinsam gemocht, ohne daß jemand anders davon wußte. Wir haben schöne Zeiten gehabt, wenn wir Weihnachtsbäume aussuchten, auf Entenjagd gingen und jedes Jahr zusammen Pflaumenwein machten! Wir haben beide keine anderen Freunde gehabt. Und jetzt...» Alexandra wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen, «und jetzt muß ich immer daran denken, daß du dort, wo du hingehst, viele Freunde finden wirst und eine Arbeit, die dir liegt. Aber du wirst mir doch schreiben, Carl? Das wird es mir leichter machen.»

«Ich werde dir schreiben, solange ich lebe!» rief der Junge leidenschaftlich. «Ich werde ebenso für dich arbeiten wie für mich, Alexandra! Ich möchte etwas schaffen, das dir gefällt und worauf du stolz sein kannst. Hier tauge ich zu nichts, aber ich weiß, daß ich etwas kann.» Er richtete sich auf und blickte stirnrunzelnd auf das rote Gras.

Alexandra seufzte. «Wie wird es die Jungs entmutigen, wenn sie es hören. Sie kommen ohnehin schon immer ganz mutlos aus der Stadt zurück. So viele wollen fort, und sie reden den Jungs etwas vor und nehmen

ihnen alle Zuversicht. Ich fürchte, sie fangen schon an, sich innerlich gegen mich aufzulehnen, weil ich vom Fortgehen nichts hören will. Manchmal glaube ich, ich habe auch bald keine Lust mehr, dieses Land zu verteidigen.»

«Wenn es dir lieber ist, sage ich den Jungs vorläufig noch nichts.»

«Nein. Ich sage es ihnen heute abend selbst, gleich wenn sie heimkommen. Sie werden sowieso wieder wilde Reden führen, und es ist nie gut, schlechte Nachrichten zu verheimlichen. Für sie ist alles noch schwerer als für mich. Lou, der arme Junge, möchte gern heiraten, und das geht erst, wenn die Zeiten wieder besser sind. Schau, Carl, die Sonne geht unter. Ich muß machen, daß ich heimkomme. Mutter wartet bestimmt schon auf die Kartoffeln. Es wird auch kühl mit der Dämmerung.»

Alexandra stand auf und sah sich um. Im Westen glomm noch ein goldener Widerschein, doch das Land wirkte schon leer und trostlos. Über die westliche Hügelkuppe bewegte sich eine dunkle Masse, der Junge der Lees trieb die Herde von der Weide heim. Emil kam vom Windrad gelaufen, um das Gatter zu öffnen. Aus dem Blockhaus auf der kleinen Anhöhe jenseits des Tals stieg Rauch auf. Das Vieh muhte und brüllte. Am Himmel begann der fahle Halbmond silbern zu schimmern. Seite an Seite gingen Alexandra und Carl den Kartoffelacker hinunter. «Ich muß mir immer wieder sagen, was geschehen wird», sagte sie leise. «Seit du vor zehn Jahren hierhergekommen bist, war ich nie wirklich allein. Aber ich weiß noch, wie es vorher war. Nun werde ich niemanden mehr

haben außer Emil. Aber der gehört zu mir, und er hat ein gutes Herz.»

Als die Jungen abends zum Essen gerufen wurden, kamen sie schlechtgelaunt zu Tisch. Zur Fahrt in die Stadt hatten sie Jacken angehabt, doch jetzt saßen sie in gestreiften Hemden und Hosenträgern da. Sie waren mittlerweile erwachsene Männer, und ihre Eigenarten waren, wie Alexandra sagte, in den letzten Jahren immer augenfälliger geworden. Lou war noch immer der schlankere von beiden, auch beweglicher und intelligenter, aber mit einer Neigung zum Jähzorn. Er hatte lebhafte, blaue Augen, eine dünne, helle Haut, die im Sommer bis zum Kragenbund seines Hemdes rot verbrannte, widerspenstiges blondes Haar, das sich Kamm und Bürste nie fügen wollte, und einen stacheligen, kleinen blonden Schnurrbart, auf den er sehr stolz war. Seinem Bruder Oscar hingegen wollte kein Schnurrbart wachsen, sein blasses Gesicht mit den hellen Augenbrauen wirkte glatt und leer wie ein Ei. Er war sehr stark und ungewöhnlich ausdauernd; man hätte ihn statt eines Motors an den Maisrebbler stellen können, er hätte ihn stetig und unermüdlich den ganzen Tag lang angetrieben. Aber sein Geist war ebenso träge wie sein Körper arbeitswillig. Sein Hang zu Routine war praktisch schon ein Laster. Er arbeitete wie ein Insekt, tat immer das gleiche auf die gleiche Art, ohne darüber nachzudenken, ob es anders vielleicht besser ginge. Für ihn war körperliche Arbeit als solche schon eine Tugend, und es machte ihm geradezu Spaß, sie auf die schwerste Art zu tun. Hatte auf einem Feld einmal Mais gestanden, widerstrebte es ihm, dort Weizen anzubauen. Mit der

Maisaussaat wollte er am liebsten in jedem Jahr am gleichen Tag beginnen, gleichgültig, ob das Frühjahr spät oder früh einsetzte. Er schien zu glauben, wenn er nur mechanisch wie eine Maschine arbeite, sei er damit von aller Verantwortung frei und die Ursache für jedes Mißlingen müsse beim Wetter liegen. War die Weizenernte auch schlecht, er drosch das Stroh, obwohl es sinnlos war, nur um zu beweisen, wie wenig Körner es enthielt und wie sehr die Vorsehung ihm unrecht tat.

Lou hingegen war flüchtig und hastig. Stets plante er das Doppelte von dem, was er schaffen konnte, und erledigte darüber meist nur das Unwichtigste. Er sah es gern, wenn auf dem Hof alles in Ordnung war, fand aber nie Zeit für die notwendigen kleinen Arbeiten und mußte zuletzt ihretwegen Dringenderes liegenlassen. Mitten in der Weizenernte, wenn das Getreide überreif war und jede Hand gebraucht wurde, hielt er sich damit auf, die Umzäunungen oder das Pferdegeschirr zu flicken. Dann stürzte er aufs Feld und überarbeitete sich so, daß er eine Woche lang das Bett hüten mußte. Die beiden Jungen ergänzten einander und arbeiteten gut zusammen. Von Kindheit an waren sie gute Freunde gewesen. Selten sah man einen allein, sogar in die Stadt gingen sie gemeinsam.

Als sie sich an diesem Abend zu Tisch gesetzt hatten, blickte Oscar Lou immer wieder an, als erwarte er, daß dieser etwas sagte. Aber Lou wich seinem Blick aus und sah stirnrunzelnd auf den Teller. Schließlich war es Alexandra, die das Gespräch eröffnete.

«Linstrums gehen nach St. Louis zurück», sagte sie gelassen, während sie noch eine Schüssel mit frischen

Brötchen auf den Tisch stellte. «Der Alte wird wieder in der Zigarrenfabrik arbeiten.»

Das war Lous Stichwort. «Da siehst du's, Alexandra! Jeder, der nur kriechen kann, macht sich aus dem Staub. Es führt zu nichts, daß wir aus Starrköpfigkeit hierbleiben. Gescheiter ist es, rechtzeitig fortzugehen.»

«Wohin willst du denn gehen, Lou?»

«Irgendwohin, wo etwas wächst», sagte Oscar finster.

Lou nahm sich eine Kartoffel. «Chris Arnson hat seine halbe Quadratmeile gegen ein Grundstück unten am Fluß eingetauscht.»

«Mit wem hat er getauscht?»

«Mit Charley Fuller in der Stadt.»

«Mit dem Grundstücksmakler Fuller? Dann laß dir nur sagen, daß dieser Fuller ihn hereingelegt hat. Der kauft und erhandelt hier jedes Stückchen Land, das er bekommen kann. Das wird ihn eines Tages zum reichen Mann machen.»

«Er ist schon reich, deshalb kann er das Risiko eingehen.»

«Und wir nicht? Wir werden länger leben als er. Eines Tages wird das Land allein mehr wert sein als alles, was wir jemals darauf anbauen können.»

Lou lachte. «Mag sein. Aber das wäre noch kein großer Wert. Wahrhaftig! Alexandra, du weißt nicht, was du sagst. Heute ist unser Grundbesitz weniger wert als vor sechs Jahren. Die Leute, die sich hier oben ansiedelten, haben ganz einfach einen Fehler gemacht. Jetzt fangen sie an einzusehen, daß dieses Hochland sich nicht zum Anbau eignet, und jeder, der keine Viehzucht treibt, macht, daß er

fortkommt. Für Ackerbau ist es hier zu hoch. Alle Amerikaner machen sich davon. Percy Adams im Norden der Stadt sagte mir, daß er Fuller sein Land mit allem Drum und Dran für vierhundert Dollar und eine Fahrkarte nach Chicago überlassen will.»

«Schon wieder dieser Fuller!» ereiferte sich Alexandra. «Ich wünschte, dieser Mann nähme mich zum Teilhaber. Der polstert sein Nest. Wenn doch nur die Armen etwas von den Reichen lernen wollten! All die Burschen, die davonlaufen, sind schlechte Farmer, genau wie der arme Mr. Linstrum. Selbst in guten Jahren kamen sie nicht voran und gerieten immer tiefer in Schulden, während Vater sich herausarbeitete. Schon Vaters wegen sollten wir solange wie möglich durchhalten. Er hat seine ganze Hoffnung auf dieses Land gesetzt, und er muß noch schwerere Zeiten erlebt haben als wir jetzt. Wie war es während der ersten Zeit, Mutter?»

Mrs. Bergson weinte still vor sich hin. Diese Auseinandersetzungen zwischen ihren Kindern bedrückten sie und erinnerten sie an das, was sie alles hatte aufgeben müssen. «Ich kann nicht verstehen, warum die Jungs immer vom Fortgehen reden», sagte sie und wischte sich die Augen. «Ich will nicht noch mal umziehen. Womöglich in irgendeine Wildnis, wo wir noch schlechter dran sein würden als hier und ganz von vorn anfangen müßten. Ich bleibe hier. Wenn ihr geht, bitte ich einen der Nachbarn, mich aufzunehmen, ich bleibe und will an Vaters Seite begraben sein. Ich will nicht, daß er hier allein in der Prärie liegt und das Vieh über sein Grab läuft.» Sie weinte bitterlich.

Die Jungen blickten verdrossen. Alexandra legte ihrer

Mutter begütigend die Hand auf die Schulter. «Das wird nie geschehen, Mutter. Du brauchst nicht fort, wenn du nicht willst. Nach amerikanischem Recht gehört ein Drittel des Hofes dir, und ohne dein Einverständnis können wir ihn gar nicht verkaufen. Wir möchten nur deinen Rat. Wie war es damals, als du und Vater hierherkamt? War es wirklich genauso schlimm wie jetzt? Oder nicht?»

«Schlimmer! Viel schlimmer!» jammerte Mrs. Bergson. «Dürre hatten wir! Ungeziefer! Hagel! Alles miteinander! Mein Garten war zerhackt wie Sauerkraut, keine Trauben unten am Bach, kein gar nichts. Die Menschen lebten alle wie die Kojoten.»

Oscar stand auf und stapfte aus der Küche, Lou folgte ihm. Sie fanden es unfair, wie Alexandra die Mutter gegen sie ausspielte. Am nächsten Morgen waren sie wortkarg und zurückhaltend. Sie boten den Frauen nicht an, sie zur Kirche zu fahren, sondern gingen gleich nach dem Frühstück in die Scheune und blieben den ganzen Tag dort. Als am Nachmittag Carl Linstrum kam, winkte Alexandra ihm und zeigte auf die Scheune. Er begriff und ging, um mit den Jungen Karten zu spielen. Sie hielten Kartenspielen am Sonntag für eine große Sünde und fühlten sich danach gleich besser.

Alexandra blieb im Haus. Sonntagnachmittag pflegte Mrs. Bergson ein Nickerchen zu machen, und Alexandra las. Unter der Woche schaute sie nur in die Zeitung, aber sonntags und an den langen Winterabenden las sie ziemlich viel, las wenige Bücher mehrere Male. Große Teile der «Frithjof Saga» konnte sie auswendig, und wie die meisten Schweden, falls sie überhaupt lasen, liebte sie

Longfellows Poesie, seine Balladen und die «Goldene Legende» und den «Spanischen Studenten». An diesem Sonntag saß sie im hölzernen Schaukelstuhl, die schwedische Bibel aufgeschlagen auf den Knien. Aber sie las nicht. Gedankenverloren ruhte ihr Blick auf dem Horizont, wo die Straße ins Hochland hinter der Prärie verschwand. Sie war vollkommen entspannt, wie immer wenn sie ernsthaft nachdachte. Ihr Verstand war nicht im mindesten beweglich, er arbeitete langsam, aber genau und zuverlässig.

Das Wohnzimmer war von Sonnenlicht durchflutet, es war ein friedlicher Nachmittag. In der Küche bastelte Emil Kaninchenfallen. Die Hühner gackerten und scharrten braune Löcher in die Blumenbeete, und der Wind zauste im purpurnen Amarant neben der Tür.

Am Abend kam Carl mit den Jungen zum Essen.

«Emil», sagte Alexandra, als sie alle um den Tisch saßen, «was würdest du sagen, wenn wir auf Reisen gingen? Ich werde einen kleinen Ausflug machen, und wenn du Lust hast, kannst du mich begleiten.»

Überrascht blickten die Jungen auf, sie fürchteten Alexandras Unternehmungen. Carl zeigte sich interessiert.

«Jungs», fuhr sie fort, «ich habe darüber nachgedacht, ob ich nicht vielleicht zu sehr gegen eine Veränderung bin. Deshalb will ich morgen Brigham anspannen und in die Flußgegend fahren und mich dort ein paar Tage umschauen. Wenn ich etwas Rechtes finde, könnt ihr Jungs hinfahren und einen Tausch in die Wege leiten.»

«Niemand dort unten wird mit hier oben tauschen wollen», meinte Oscar mürrisch.

«Das will ich ja gerade herausfinden. Vielleicht sind sie dort unten genauso unzufrieden wie wir hier. Aus der Ferne scheinen die Dinge oft besser, als sie sind. Du weißt, wie in deinem Märchenbuch von Andersen steht, Carl, daß die Schweden lieber dänisches Brot und die Dänen lieber schwedisches Brot kaufen, weil die Menschen fremdes Brot immer für besser halten als das eigene. Wie dem auch sei – ich habe schon so viel von den Flußfarmen gehört, daß ich erst wieder zufrieden bin, wenn ich sie selbst gesehen habe.»

Lou bewegte sich unruhig. «Halt die Augen offen, du, und laß dich auf nichts ein. Laß dich nicht übers Ohr hauen!»

Dabei war Lou selbst leicht übers Ohr zu hauen und hatte es noch immer nicht gelernt, sich von den Hütchenspielern fernzuhalten, die mit den Wanderzirkussen in die Stadt kamen.

Nach dem Abendessen band Lou sich eine Krawatte um und wanderte über die Felder, um Annie Lee den Hof zu machen. Carl und Oscar spielten Dame, und Alexandra las ihrer Mutter und Emil «Die Schweizer Familie Robinson» vor. Es dauerte nicht lange, und auch die beiden Jungen am Tisch ließen ihr Spiel und hörten zu. Sie alle miteinander waren große Kinder und fanden die Abenteuer der Familie im Baumhaus so spannend, daß sie alles andere darüber vergaßen.

5

Fünf Tage verbrachten Alexandra und Emil bei den Flußfarmern, sie fuhren das Tal hinauf und hinab. Alexandra unterhielt sich mit den Männern über die Ernte und mit den Frauen über das Geflügel. Einen ganzen Tag blieb sie bei einem jungen Farmer, der eine Landwirtschaftsschule besucht hatte und Versuche mit einer neuen Sorte Kleeheu anstellte. Sie lernte sehr viel. Während sie und Emil so dahinfuhren, besprachen sie alles und machten Pläne. Am sechsten Tag wandte Alexandra Brighams Kopf schließlich nordwärts und verließ den Fluß.

«Für uns ist hier nichts zu holen, Emil. Gewiß, es gibt hier ein paar schöne Farmen, aber sie gehören reichen Leuten in der Stadt und stehen nicht zum Verkauf. Der Boden ist größtenteils zerklüftet und hügelig, hier unten werden sie deshalb immer ihr Auskommen haben, aber nie große Erfolge. Eine gewisse Sicherheit besitzen sie natürlich, aber wir oben können unser Glück machen. Wir müssen zum Hochland Vertrauen haben, Emil. Mehr denn je möchte ich daran festhalten. Wenn du einmal ein Mann bist, wirst du mir dankbar sein.» Sie trieb Brigham vorwärts.

Als die Straße den ersten langen Höhenzug des Hohen Landes hinanzusteigen begann, summte Alexandra ein altes schwedisches Kirchenlied, und Emil fragte sich, warum seine Schwester so glücklich aussah. Ihr Gesicht strahlte so, daß er es nicht wagte, sie darauf anzusprechen. Seit dieses Land vor undenklichen Zeiten dem Wasser entstiegen war, war es vielleicht das erste menschliche

Gesicht, das sich ihm mit Liebe und Sehnsucht zuwandte. Es schien ihr schön, reich, gewaltig und erhaben. Ihre Augen tranken seine Weite, bis Tränen sie blind machten. In diesem Augenblick muß sich der Genius des Hohen Landes, der mächtige, ungebundene Geist, der aus ihr atmete, dem menschlichen Willen tiefer gebeugt haben als je zuvor. Die Geschichte jedes Landes beginnt im Herzen eines Mannes oder einer Frau.

Nachmittags war Alexandra wieder daheim. Sie rief am gleichen Abend die Familie zusammen und berichtete ihren Brüdern, was sie gesehen und gehört hatte.

«Ich möchte, daß ihr Jungs hinunterfahrt und euch mit eigenen Augen alles anseht. Nichts wird euch besser überzeugen. Die Flußgegend ist früher besiedelt worden, deshalb sind sie uns dort um einige Jahre voraus und haben schon mehr Erfahrung. Der Grund und Boden ist dreimal so teuer wie bei uns, aber in fünf Jahren wird unser Land den doppelten Wert haben. Das beste Land dort unten gehört den Reichen, und sie kaufen alles, was sie nur kriegen können. Was wir tun sollten, ist: unser Vieh verkaufen und den Rest alten Mais, und dafür Linstrums Hof erwerben. Und als nächstes sollten wir auf unsere beiden Grundstücke Hypotheken aufnehmen und den Hof von Peter Crow kaufen. Mit einem Wort, wir sollten mit jedem Dollar, den wir nur auftreiben können, so viele Hektar wie möglich ankaufen.»

«Unsere Heimstätte wieder belasten?» rief Lou. Er sprang auf und begann wütend, die Uhr aufzuziehen. «Ich habe keine Lust, wie ein Sklave zu schuften, nur um wieder eine Hypothek abzuzahlen. Ich denke nicht daran!

Du würdest uns bedenkenlos alle umbringen, Alexandra, nur um einen Plan auszuführen!»

Oscar rieb sich die hohe, blasse Stirn. «Wie gedenkst du denn die Hypotheken überhaupt abzuzahlen?»

Alexandra sah von einem zum anderen und biß sich auf die Lippen. Sie hatten sie noch nie so nervös gesehen. «Ich stelle mir das so vor», brachte sie endlich heraus, «wir leihen das Geld auf sechs Jahre. Nun, und dann kaufen wir von Linstrum und von Crow je eine halbe Quadratmeile und vielleicht noch ein Viertel von Struble. Damit hätten wir dann fast fünfhundertsiebzig Hektar, nicht wahr? Die Hypotheken müssen erst in sechs Jahren abgelöst werden. Bis dahin wird der Boden hier fünfundsiebzig Dollar je Hektar wert sein – in Wirklichkeit werden es hundertfünfundzwanzig Dollar sein, aber sagen wir mal fünfundsiebzig –, und mit irgendeinem Stück Gartenland könnt ihr eine Schuld von sechzehnhundert Dollar abzahlen. Die Hauptschuld macht mir keine Sorgen, nur die Zinsen und Steuern. Wir werden uns anstrengen müssen, um sie zahlen zu können. Aber so sicher wie wir heute abend hier sitzen, so sicher werden wir in zehn Jahren freie Grundbesitzer sein und keine schwer kämpfenden Farmer mehr. Die große Chance, auf die Vater immer gewartet hat, ist da.»

Unruhig ging Lou auf und ab. «Aber woher *weißt* du denn, daß der Boden genügend im Wert steigen wird, um die Hypotheken abzuzahlen und –»

«Und uns zu reichen Leuten zu machen?» ergänzte Alexandra mit fester Stimme. «Das kann ich nicht erklären, Lou, du mußt es mir schon glauben. Ich *weiß* es, mehr

kann ich nicht sagen. Wenn man so über Land fährt, spürt man es in der Luft.»

Oscar hatte mit gesenktem Kopf, die Hände zwischen den Knien, dagesessen. «Aber soviel Land könnten wir doch gar nicht bestellen», sagte er tonlos und wie zu sich selbst. «Wir können es nicht einmal versuchen. Es würde nur brachliegen, und wir würden uns zu Tode schuften.» Seufzend legte er eine schwielige Hand auf den Tisch.

Alexandras Augen füllten sich mit Tränen. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. «Armer Junge, du sollst es auch gar nicht bestellen. Die Städter, die das Land anderer Leute aufkaufen, tun das auch nicht, und nach ihnen muß man sich in einem fremden Land richten. Wir müssen versuchen, es den Schlauen nachzumachen und nicht den Dummen hier. Ich will nicht, daß ihr Jungs ein Leben lang so schwer arbeiten müßt. Ihr sollt zu Wohlstand kommen, und Emil soll zur Schule gehen.»

Lou hielt sich den Kopf, als wolle er zerplatzen. «Jedermann wird sagen, wir seien verrückt. Es muß auch verrückt sein, denn sonst täten es ja alle!»

«Wenn sie es wirklich täten, hätten wir wenig Aussichten. Nein, Lou, das habe ich auch mit dem klugen jungen Farmer, der die neue Kleesorte anpflanzt, besprochen. Er sagte, das Richtige sei meist genau das, was alle Welt *nicht* tut. Warum geht es uns denn besser als unseren Nachbarn? Weil Vater mehr Verstand besaß. Unsere Familie hatte schon in der alten Heimat tüchtigere Leute. Deshalb haben auch wir die *Pflicht*, mehr zu tun und weiter vorauszuschauen. Ja, Mutter, ich räume schon den Tisch ab.»

Alexandra stand auf. Die Jungen gingen in den Stall.

um nach dem Vieh zu sehen, und blieben lange fort. Als sie zurückgekommen waren, spielte Lou Ziehharmonika, und Oscar saß den ganzen Abend am Schreibtisch seines Vaters und rechnete. Von Alexandras Plan wurde nicht mehr gesprochen, doch sie war sich jetzt sicher, daß sie ihm zustimmen würden. Kurz vor dem Schlafengehen ging Oscar hinaus, um einen Eimer Wasser zu holen. Als er nicht wiederkam, warf Alexandra sich ein Tuch über und eilte den Pfad hinunter zum Windrad. Er saß dort, den Kopf in den Händen vergraben, und sie setzte sich zu ihm.

«Tu nichts, was du nicht möchtest, Oscar», sagte sie leise. Sie wartete einen Augenblick, aber er rührte sich nicht. «Ich will nicht mehr davon sprechen, wenn dir das lieber ist. Was bedrückt dich denn so, Oscar?»

«Ich habe Angst davor, meinen Namen unter solche Papiere zu setzen», sagte er zögernd. «Während meiner ganzen Kindheit hatten wir eine Hypothek über uns hängen.»

«Dann sollst du auch keine unterschreiben. Ich will gar nicht, daß du es tust, wenn du Angst hast.»

Oscar schüttelte den Kopf. «Nein, ich sehe ein, daß es eine Chance ist. Das habe ich schon die ganze Zeit vermutet. Wir stecken schon so tief drin, daß wir ebensogut auch noch tiefer hineingeraten können. Aber es ist verdammt harte Arbeit, aus Schulden herauszukommen, genauso schwer wie eine Dreschmaschine aus dem Schlamm zu ziehen. Es bricht einem den Rücken. Ich und Lou, wir haben schwer gearbeitet, aber ich sehe nicht, daß es uns groß vorangebracht hätte.»

«Das weiß keiner so gut wie ich, Oscar. Und das ist es ja,

weswegen ich es euch leichter machen möchte. Ich möchte nicht, daß ihr für jeden Dollar schuften müßt.»

«Ja, ich verstehe, was du meinst. Vielleicht wird es auch gutgehen. Aber Unterschrift ist Unterschrift. Da gibt es kein ‹Vielleicht›.» Er nahm den Eimer und stapfte den Pfad hinauf zum Haus.

Alexandra zog das Tuch fester um sich und blieb an das Gerüst des Windrads gelehnt stehen. Sie blickte zu den Sternen auf, die in der frostklaren Herbstluft hell funkelten. Sie hatte sie schon immer gern beobachtet und über ihre ungeheure Größe und Entfernung, über ihre geordnete Bahn nachgedacht. Der Gedanke an die geheimnisvollen Wege der Natur stärkte sie, und das Wissen um die Gesetze, denen sie folgten, verlieh ihr ein Gefühl der Geborgenheit. Dieser Abend machte ihr das Land ganz neu bewußt, sie gewann eine neue Beziehung zu ihm. Selbst das Gespräch mit den Jungen hatte das, was sie nachmittags bei der Rückkehr aufs Hohe Land empfunden hatte, nicht zerstören können. Sie hatte nie gewußt, was dieses Land ihr bedeutete. Das Zirpen der Insekten im hohen Gras hatte wie die lieblichste Musik geklungen, und ihr Herz schien irgendwo dort unten bei den Schnepfen und Regenpfeifern und all den kleinen Lebewesen zu schlagen, die in der Sonne summten und schwirrten. Unter den weiten, wilden Hügeln spürte sie die Verheißung der kommenden Zeit.

ZWEITER TEIL

Benachbarte Felder

1

Seit John Bergsons Tod sind sechzehn Jahre vergangen. Seine Frau ruht jetzt an seiner Seite, und die weiße Säule, die ihre Grabstelle bezeichnet, leuchtet weithin über die Weizenfelder. Könnte er sich aus dem Grab erheben, er würde das Land, in dem er schlummert, nicht wiedererkennen. Die Wildnis, die man geöffnet hatte, um ihn hineinzubetten, ist für immer verschwunden. Vom norwegischen Friedhof aus gesehen gleicht das Land einem riesigen Schachbrett mit Weizen- und Maisfeldern, hell und dunkel, dunkel und hell. Längs den weißen, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen summen die Telefondrähte, und vom Friedhofstor aus kann man ein Dutzend lustig bemalte Bauernhäuser zählen, deren vergoldete Wetterfahnen auf den großen roten Scheunen einander über die grünen und braunen und gelben Felder zuwinken. In dem Wind, der oft eine ganze Woche lang unaufhörlich über das hochgelegene, geschäftige und zielstrebige Land streicht, vibrieren die Gerüste der leichten stählernen Windräder und zerren an ihren Verankerungen.

Das Hohe Land ist jetzt dicht besiedelt. Die fruchtbare Erde liefert reiche Ernten, das trockene, belebende Klima und der lockere Boden erleichtern Mensch und Tier die

Arbeit. Es gibt wohl kaum ein erfreulicheres Bild als das Frühjahrspflügen in dieser Gegend, wo die Furchen der einzelnen Felder oft eine ganze Meile lang sind und sich die braune Ackerkrume, die so herzhaft und sauber duftet und Wachstum und Fruchtbarkeit verheißt, bereitwillig dem Pflug unterwirft, leise und glücklich seufzend vor der Schar zurückweicht, ohne auch nur den Glanz des Metalls zu trüben. Bei der Weizenmahd wird manchmal Tag und Nacht gearbeitet, und in guten Zeiten gibt es kaum genug Männer und Pferde, die Ernte einzubringen. Die Ähren sind so schwer, daß die Halme sich der Sichel entgegenneigen und schneiden lassen wie Samt.

Offen liegt das Land da, frei, froh und jung. Verschwenderisch und rückhaltlos bietet es den Jahreszeiten seine Gaben. Es scheint sich der Sonne entgegenzuwölben wie die Ebenen der Lombardei. Es ist, als sei die Luft der Atem der Erde, auf seltsame Art sind sie untrennbar verbunden und verwoben. Die Atmosphäre zeugt wie der Ackerboden von Frische und Kraft, von Stärke und Entschlossenheit.

Eines Junimorgens stand ein junger Mann am Tor des norwegischen Friedhofs und dengelte seine Sense im Takt der Melodie, die er pfiff. Er trug eine Wollmütze und Drillichhosen, die Ärmel seines weißen Flanellhemds waren bis zu den Ellenbogen aufgerollt. Als ihm das Blatt scharf genug schien, steckte er den Wetzstein in die Hosentasche und begann die Sense zu schwingen. Sein Pfeifen wurde leiser, aus Rücksicht auf die Schläfer um ihn herum. Eine unbewußte Rücksicht wahrscheinlich, denn in Gedanken schien er ganz woanders zu sein. Er war ein

Bild von einem Jungen, schlank und aufrecht gewachsen wie eine junge Tanne, mit einem wohlgeformten Kopf und tiefliegenden, lebendigen grauen Augen unter einer ernsten Stirn. Seine Vorderzähne standen ungewöhnlich weit auseinander, und die so entstandene Lücke kam seiner Fertigkeit im Pfeifen zugute, für die er auf dem College berühmt war. (Er blies auch im Universitätsorchester das Horn.)

Wenn eine Stelle besondere Aufmerksamkeit erforderte oder wenn er sich bücken mußte, um einen Grabstein sauber zu umschneiden, unterbrach er die heitere Weise und nahm sie an der gleichen Stelle wieder auf, sobald er die Sense wieder frei schwingen konnte. Seine Gedanken waren nicht bei den müden Pionieren, über deren Gräbern seine Sense blinkte. An die alte Wildnis und an den Kampf, den seine Schwester siegreich bestanden hatte, während so viele Männer mit gebrochenem Herzen daran gestorben waren, kann er sich kaum erinnern. Das alles gehört zu seiner Kindheit, ist verblaßt angesichts der leuchtenden Bilder der Gegenwart – Mannschaftskapitän der Läuferriege, Inhaber des Landesrekords im Hochsprung – kurz, angesichts des strahlenden Glücks seiner einundzwanzig Jahre. Doch manchmal hielt er in der Arbeit inne und starrte stirnrunzelnd und angespannt zu Boden; auch mit einundzwanzig ist man anscheinend vor Problemen nicht gefeit.

Als er schon fast eine Stunde gemäht hatte, hörte er hinter sich auf der Straße einen leichten Wagen herankommen. Er nahm an, daß seine Schwester von einer ihrer Farmen zurückkehrte, und unterbrach seine Arbeit nicht.

Der Wagen hielt vor dem Tor, und eine fröhliche Altstimme rief: «Bald fertig, Emil?» Er legte die Sense hin, wischte sich Gesicht und Hals mit dem Taschentuch und trat ans Gitter. Im Wagen saß eine junge Frau mit Stulpenhandschuhen und einem großen, mit rotem Mohn geschmückten Sonnenhut. Auch ihr Gesicht leuchtete wie Mohn. Es war rund und gebräunt, mit frischroten Wangen und Lippen, die blanken, gelbbraunen Augen glänzten vor Freude. Der Wind, der ihr fast den Hut vom Kopf hob, zauste an einer Locke ihres kastanienbraunen Haars. Sie schüttelte den Kopf über den hochgewachsenen jungen Mann.

«Seit wann bist du schon hier? Für einen Sportler ist das aber keine besondere Leistung. Ich bin inzwischen schon zur Stadt und wieder zurückgefahren. Alexandra läßt dich zu lange schlafen. O ja, ich weiß Bescheid! Lous Frau hat mir erzählt, wie sie dich verwöhnt. Ich hätte dich mitgenommen, wenn du fertig gewesen wärst.» Sie nahm die Zügel wieder auf.

«In einer Minute bin ich fertig. Bitte, warte auf mich, Marie», bettelte Emil. «Alexandra hat mich hergeschickt, um unsere Grabstelle zu mähen, aber ich habe noch ein halbes Dutzend andere gemacht, wie du siehst. Warte doch, bis ich bei den Kourdnas fertig bin. Übrigens, waren sie nicht Böhmen? Warum liegen sie dann nicht oben auf dem katholischen Friedhof?»

«Freidenker», antwortete die junge Frau lakonisch.

«Das sind auch viele Böhmen auf der Universität», sagte Emil und nahm die Sense wieder auf. «Warum habt ihr Johann Hus überhaupt verbrannt? Das hat doch einen

schrecklichen Aufstand gegeben. Im Geschichtsunterricht reden sie immer noch davon.»

«Wir würden es auch heute wieder tun», sagte die junge Frau heftig. «Jedenfalls die meisten von uns. Bringt man euch in eurem Geschichtsunterricht denn nicht bei, daß ihr ohne die Böhmen alle miteinander heidnische Türken sein würdet?»

Emil hatte wieder angefangen zu mähen. «Oh, man kann nicht leugnen, daß ihr Tschechen ein tapferes kleines Völkchen seid», rief er über die Schulter zurück.

Marie Shabata machte es sich auf ihrem Sitz bequem und schaute den regelmäßigen Bewegungen der langen Männerarme zu, während sie den Fuß im Takt einer Melodie wiegte, die ihr gerade durch den Sinn zu gehen schien. Die Minuten verstrichen. Emil mähte schwungvoll, und Marie sonnte sich und sah zu, wie das hohe Gras fiel. Sie saß da mit der Ungezwungenheit jener glücklichen Naturen, die überall ein gemütliches Plätzchen finden, weil sie beweglich genug sind, sich jeder Umgebung anzupassen. Nach einem letzten Schwung mit der Sense schlug Emil das Tor hinter sich zu und sprang auf den Wagen, wobei er aufpaßte, daß die Sense nicht in die Radspeichen geriet. «So», er atmete auf, «dem alten Lee hab' ich auch ein paar Schnitte gegönnt. Lous Frau soll bloß nicht reden, denn *seine* Sense hab ich hier noch nie gesehen.»

Marie trieb schnalzend ihr Pferd an. «Ach, du kennst doch Annie!» Sie blickte auf die bloßen Arme des jungen Mannes. «Wie braun du seit deiner Rückkehr geworden bist! Ich wünschte nur, ich hätte einen Sportler, der mei-

nen Obstgarten mäht. Ich werde naß bis an die Knie, wenn ich Kirschen pflücke.»

«Den kannst du haben, wann immer du willst. Aber warte lieber, bis der Regen vorbei ist.» Emil sah mißtrauisch zum Horizont, als suche er dort nach Wolken.

«Du machst es? Oh, du bist ein feiner Kerl!» Sie wandte ihm mit einem schnellen strahlenden Lächeln ihr Gesicht zu. Er fühlte es mehr, als daß er es sah. Denn er hatte wirklich absichtlich fortgeschaut, er wollte es nicht sehen. «Ich war droben, um mir Angéliques Brautkleid anzusehen», fuhr Marie fort. «Ich bin so aufgeregt, daß ich den Sonntag kaum erwarten kann. Amédée wird ein stattlicher Bräutigam sein. Hat er außer dir noch andere Brautführer? Nun, dann wird es ja eine großartige Hochzeit werden!» Sie schnitt ein drolliges Gesicht, und Emil errötete. Marie versetzte dem Pferd einen Hieb und fuhr fort: «Frank ist mir böse, weil ich Jan Smirka seinen Sattel geliehen habe, und ich habe schreckliche Angst, daß er abends nicht mit mir zum Tanz geht. Aber vielleicht reizt ihn ja das Festessen. Angéliques sämtliche Verwandten und alle zwanzig Kusinen von Amédée backen dafür. Bier wird's faßweise geben. Wenn ich Frank erst einmal zum Essen mitbekomme, werde ich schon dafür sorgen, daß ich zum Tanzen dableiben kann. Übrigens, Emil – mehr als ein-, zweimal darfst du nicht mit mir tanzen. Du mußt die französischen Mädchen auffordern. Sonst sind sie beleidigt. Sie halten dich nämlich für eingebildet. Vermutlich, weil du auf der Universität warst oder was weiß ich.»

Emil rümpfte die Nase. «Woher weißt du das?»

«Nun, auf Raoul Marcels Tanzerei hast du nicht oft mit

ihnen getanzt, und an den Blicken, die sie dir – und mir – zugeworfen haben, habe ich bemerkt, was sie dachten.»

«Na gut», sagte Emil kurz und prüfte angelegentlich das blanke Blatt seiner Sense.

Sie fuhren westwärts auf den Norway Creek und ein großes weißes Haus zu, das einige Meilen querfeldein auf einem Hügel lag und von so vielen Schuppen und Nebengebäuden umgeben war, daß die Ansiedlung wie ein kleines Dorf wirkte. Jeder Fremde, der es zum erstenmal sah, staunte über die Schönheit und Fruchtbarkeit der umliegenden Felder. Diese große Farm unterschied sich von anderen, sie war bis ins kleinste liebevoll gepflegt. Schon eine Meile, bevor man den Fuß des Hügels erreichte, war die Straße zu beiden Seiten von hohen Orangenhecken gesäumt, deren glänzendes Grün sich von den gelben Feldern abhob. Südlich des Hügels in einer tiefen, windgeschützten Mulde lag, umgeben von einer Maulbeerhecke, der Obstgarten, dessen Bäume in kniehohem Wiesenlieschgras standen. Jedermann im weiten Umkreis hätte einem sagen können, daß diese Farm eine der reichsten auf dem Hohen Land war und der Farmer eine Frau, Alexandra Bergson.

Wenn man den Hügel hinaufgeht und Alexandras geräumiges Haus betritt, stellt man fest, daß seine Einrichtung merkwürdig unfertig und ungleichmäßig wirkt. Das eine Zimmer ist tapeziert, mit Teppichen ausgelegt und mit Möbeln überfüllt, das nächste steht fast leer. Die freundlichsten Räume im ganzen Haus sind die Küche, wo Alexandras drei junge schwedische Hausgehilfinnen den ganzen Sommer über schwatzen und kochen und einle-

gen und einmachen, und das Wohnzimmer, in dem sie die alten Möbel aus dem ersten Blockhaus der Bergsons, die Familienbilder und die wenigen von ihrer Mutter aus Schweden mitgebrachten Dinge versammelt hatte.

Betritt man dann den Blumengarten vor dem Haus, spürt man wieder die Umsicht und durchdachte Ordnung, die die ganze große Farm kennzeichnet, die Hecken und Zäune, den Windschutz und die Schuppen, die gleichmäßig angelegten Viehtränken, die mit Weidengebüsch bepflanzt sind, damit das Vieh in der Fliegenzeit Schatten findet. Im Obstgarten steht unter den Walnußbäumen sogar eine Reihe weißer Bienenstöcke. Man fühlt, daß Alexandra hier draußen, im Umgang mit dem Boden, in ihrem eigentlichen Element ist.

2

Als Emil kurz nach Mittag heimkam, war Alexandra schon beim Essen. Sie saß, wie immer wenn keine Gäste da waren, in der Küche inmitten des Gesindes am Kopfende der langen Tafel. Er setzte sich auf seinen Platz an ihre rechte Seite. Die drei hübschen jungen Schwedinnen, die Alexandra für die Hausarbeit hatte, waren gerade dabei, Pasteten aufzuschneiden, Kaffee nachzuschenken und Schüsseln mit Brot, Fleisch und Kartoffeln auf das rote Tischtuch zu stellen; sie kamen sich zwischen Tisch und Herd fortwährend in die Quere. Sie standen sich überhaupt dauernd im Wege und kicherten über ihre Fehler. Aber, wie Alexandra ihren Schwägerinnen offen erklärt

hatte, gerade darum hatte sie die drei jungen Dinger in ihrer Küche angestellt, die Arbeit hätte sie notfalls selbst verrichten können. Diese Mädchen mit den langen Briefen von zu Hause, ihrer Eitelkeit und ihren Liebesgeschichten machten ihr Spaß und leisteten ihr Gesellschaft, wenn Emil auf dem College war.

Die jüngste von ihnen, Signa, ein hübsches Mädchen mit rosig marmorierten sommersprossigen Wangen und blonden Haaren, hat Alexandra besonders gern, behält sie allerdings auch immer gut im Auge. Signa neigt dazu, während der Mahlzeiten, wenn die Männer in der Küche sind, sehr aufgeregt zu sein. Dann verschüttet sie den Kaffee oder stößt den Sahnetopf um. Es wird allgemein angenommen, daß Nelse Jensen, einer der sechs Landarbeiter am Tisch, um Signa wirbt. Dabei ist er jedoch bisher so vorsichtig vorgegangen, daß niemand im Haus, am allerwenigsten Signa selbst, sagen kann, wie die Sache eigentlich steht. Wenn sie bei Tisch bedient, verfolgt Nelse sie mit mürrischen Blicken, und abends sitzt er auf der Ofenbank, spielt auf seiner Ziehharmonika trübsinnige Weisen und sieht ihr bei der Arbeit zu. Als Alexandra Signa einmal fragte, ob sie denn glaube, daß Nelse es ernst meine, verbarg das arme Kind die Hände unter der Schürze und murmelte: «Ich weiß nicht, Ma'm. Aber er schimpft wegen jeder Kleinigkeit mit mir, gerade so, als ob er mich wirklich will.»

An Alexandras linker Seite sitzt ein sehr alter Mann, barfuß und in einem langen, blauen Hemd ohne Kragen. Sein struppiger Kopf ist kaum weißer als vor sechzehn Jahren, doch die kleinen blauen Augen sind jetzt blaß und

wäßrig, und das rote Gesicht ist verrunzelt wie ein Apfel, der den ganzen Winter am Baum gehangen hat. Ivar hat vor zwölf Jahren sein Land aufgeben müssen, weil er es falsch bewirtschaftet hatte, und Alexandra hat ihn bei sich aufgenommen. Seitdem gehört er zu ihrem Haushalt. Für die Feldarbeit ist er zu alt, aber er spannt die Ackergäule an und aus und sorgt dafür, daß das Vieh gesund bleibt. An Winterabenden ruft Alexandra ihn manchmal zu sich ins Wohnzimmer, um sich von ihm aus der Bibel vorlesen zu lassen. Das kann er noch immer gut. Er mag menschliche Behausungen nicht, darum hat sie ihm in der Scheune einen Raum eingerichtet, wo er sich in der Nähe der Pferde und, wie er sagt, fern von Versuchungen sehr wohl fühlt. Allerdings hat noch niemand herausgefunden, worin diese Versuchungen eigentlich bestehen. Bei kaltem Wetter sitzt er am Herdfeuer und knüpft Hängematten oder flickt Pferdegeschirr, bis es Zeit ist, schlafen zu gehen. Dann spricht er hinter dem Herd ein sehr langes Nachtgebet, zieht den Mantel aus Büffelhaut an und geht zu seiner Stube in der Scheune hinüber.

Alexandra selbst hat sich nur wenig verändert. Ihre Gestalt ist voller und ihre Gesichtsfarbe blühender geworden, auch wirkt sie jetzt heiterer und lebhafter als vor sechzehn Jahren. Doch noch immer ist sie ruhig und besonnen, die Augen sind noch immer klar, noch immer sind zwei Zöpfe um ihren Kopf geschlungen. Das Haar ist so kraus, daß ständig ein Gefimmer goldblonder Härchen den Flechten entschlüpft. Ihr Anblick läßt an die großen gefüllten Sonnenblumen denken, die rings um den Gemüsegarten stehen. Im Sommer ist das Gesicht braun-

gebrannt, denn sie trägt ihren Sonnenhut öfter am Arm als auf dem Kopf. Aber dort, wo der Kragen den Hals frei läßt und die Ärmel aufgekrempelt sind, ist die Haut von der Weiße und Glätte, wie man sie nur bei Schwedinnen findet, eine Haut wie frischgefallener Schnee.

Bei Tisch sprach Alexandra wenig, aber sie ermunterte ihre Leute zum Reden und hörte ihnen aufmerksam zu, auch dann, wenn sie anscheinend törichtes Zeug schwätzten.

Barney Flinn, ein großer rothaariger Ire, der schon seit fünf Jahren für Alexandra arbeitete und – obwohl nicht ausdrücklich – die Stellung des Vorarbeiters innehatte, äußerte sich heute abfällig über den im Frühling gebauten Futtersilo. Er war der erste auf dem Hohen Land, und Alexandras Nachbarn und auch ihre Arbeiter waren skeptisch. «Na ja, selbst wenn das mit dem Ding nicht klappt, Futter haben wir auf jeden Fall genug», gab Barney zu.

Nelse Jensen, Signas mürrischer Freier, ergriff das Wort. «Lou sagt, er will auf seinem Hof keinen Silo haben, nicht mal geschenkt. Er sagt, das Futter daraus macht dem Vieh Blähungen. Er hat von jemandem gehört, dem schon vier Pferde draufgegangen sind, weil er ihnen das Zeugs zu fressen gegeben hat.»

Alexandra blickte von einem zum anderen. «Nun, das werden wir nur herausfinden, indem wir es versuchen. Lou und ich haben verschiedene Ansichten über Viehfütterung, und das ist gut. Es führt zu nichts, wenn alle in der Familie das gleiche denken. Lou kann aus meinen Fehlern lernen und ich aus seinen. Das ist doch nur gerecht, Barney, oder?»

Der Ire lachte. Er konnte Lou nicht leiden, weil dieser sich ihm gegenüber immer anmaßend benahm und behauptete, daß Alexandra ihren Arbeitern zuviel zahle. «Ich habe nichts dagegen, mit dem Ding einen Versuch zu machen, Ma'm. Das wäre nur recht und billig, nachdem es schon so viel gekostet hat. Vielleicht geht Emil mal mit raus und schaut ihn sich an.» Er stieß seinen Stuhl zurück, nahm den Hut vom Nagel und stapfte mit Emil hinaus, von dem man, seiner Hochschulbildung wegen, annahm, daß er Alexandra auf die Idee gebracht habe. Die anderen Männer folgten ihnen, nur der alte Ivar nicht. Er war während der ganzen Mahlzeit bedrückt gewesen und hatte an der Unterhaltung nicht teilgenommen. Auch nicht, als von den Blähungen, die durch Maisstengel verursacht werden sollen, gesprochen wurde, worüber er doch sicher seine eigenen Ansichten hatte.

«Möchtest du mit mir sprechen, Ivar?» fragte Alexandra, als sie vom Tisch aufstand. «Komm ins Wohnzimmer.»

Der Alte folgte Alexandra. Aber als sie ihn zum Sitzen aufforderte, schüttelte er den Kopf. Sie griff nach dem Nähkorb und wartete, daß er zu sprechen anfing. Er stand und starrte auf den Teppich, den buschigen Kopf gesenkt und die Hände vor dem Bauch gefaltet. Mit den Jahren schienen seine krummen Beine noch kürzer geworden zu sein und paßten nun gar nicht mehr zu dem breiten, massigen Körper und den schweren Schultern.

«Nun, Ivar, was gibt's?» fragte Alexandra, nachdem sie länger als gewöhnlich gewartet hatte.

Ivar hatte nie Englisch gelernt, und sein Norwegisch

klang seltsam und feierlich, wie die Sprache der alten Leute. Er verkehrte mit Alexandra nur in den Formen tiefster Ehrerbietung, er hoffte, den jungen Küchenmädchen, deren Betragen er zu familiär fand, ein gutes Beispiel zu geben.

«Herrin», begann er endlich leise und ohne aufzuschauen, «seit einiger Zeit sehen mich die Leute mit kalten Blicken an. Ihr wißt, daß man redet.»

«Man redet? Worüber denn, Ivar?»

«Daß man mich fortschicken sollte, in die Anstalt.»

Alexandra stellte den Nähkorb hin. «Zu mir ist niemand mit einem solchen Gerede gekommen», sagte sie entschieden. «Weshalb hörst du darauf? Du weißt doch, ich würde das nie zulassen.»

Ivar hob den struppigen Kopf und blickte sie aus seinen kleinen Augen an. «Sie sagen, Ihr könnt es gar nicht verhindern, wenn die Leute sich über mich beklagen und Eure Brüder zu den Behörden gehen. Sie sagen, daß Eure Brüder fürchten, ich könnte Euch einen Schaden zufügen, wenn ich meine Anfälle habe. Gott behüte, Herrin, wie kann man nur so etwas denken! Daß ich die Hand beißen könnte, die mich füttert!» Tränen rannen in den Bart des alten Mannes.

Alexandra runzelte die Stirn. «Ivar, ich muß mich über dich wundern, daß du mir mit solchem Unsinn kommst. Ich bin noch immer Herrin in meinem eigenen Haus, und andere Leute haben weder über dich noch über mich etwas zu bestimmen. Solange *ich* zufrieden mit dir bin, gibt es nichts zu reden.»

Ivar zog ein rotes Taschentuch aus der Hemdtasche und

wischte sich Augen und Bart. «Aber ich möchte nicht, daß Ihr mich behaltet, wenn es, wie sie sagen, zu Eurem Schaden ist und wenn Ihr keine Arbeiter bekommt, weil ich hier bin.»

Alexandra machte eine ungeduldige Bewegung, doch der Alte hob abwehrend die Hand und fuhr ernst fort:

«Hört, Herrin, Ihr tätet nur recht, diese Dinge zu bedenken. Ihr wißt wohl, daß meine Anfälle von Gott gesandt sind und daß ich keinem Lebewesen ein Leid antun könnte. Ihr glaubt, daß jeder den Herrn auf seine Weise anbeten soll und auf die Art, die Er ihm offenbart hat. Aber hierzulande denkt man nicht so. Hier sollen alle es auf die gleiche Art tun. Man verachtet mich, weil ich keine Schuhe trage, weil ich mir das Haar nicht schneide und weil ich Gesichte habe. Daheim in der Alten Welt gab es viele, die wie ich von Gott angerührt waren oder nachts auf dem Friedhof eine Erscheinung hatten und dadurch anders wurden. Wir dachten uns nichts dabei und ließen sie in Frieden. Aber hier stecken sie jemand, der in den Füßen oder im Kopf anders ist als alle Welt, in die Anstalt. Denkt nur an Peter Kralik. Als Junge trank er einmal aus einem Bach und verschluckte dabei eine Schlange. Seitdem konnte er nur das essen, was ihr schmeckte, denn sobald er etwas anderes zu sich nahm, wurde sie wütend und biß ihn in den Magen. Wenn er sie so in sich rumoren fühlte, trank er Schnaps, um sie zu betäuben und sich ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Er konnte arbeiten so gut wie jeder andere, und er war klar im Kopf. Aber weil er anders im Magen war, sperrten sie ihn ein. Ja, so machen sie's. Sie haben die Anstalt gebaut für Leute, die anders sind. Nicht

mal in Dachshöhlen dürfen wir hausen. Nur Euer großer Reichtum hat mich bis jetzt beschützt. Hättet Ihr Pech gehabt, hätte man mich schon längst nach Hastings gebracht.»

Während er sprach, hatte Ivars Miene sich aufgehellt. Alexandra hatte herausgefunden, daß sie sein langes Fasten und die Bußübungen oft dadurch beenden konnte, daß sie sich mit ihm unterhielt und ihm Gelegenheit gab, das auszusprechen, was ihn beunruhigte. Anteilnahme heiterte sein Gemüt auf. Spott war Gift für ihn.

«Es ist viel Wahres an dem, was du sagst, Ivar. Vermutlich werden sie mich auch nach Hastings bringen wollen, weil ich einen Silo gebaut habe, und dann kann ich dich ja gleich mitnehmen. Aber für den Augenblick brauche ich dich hier. Nur darfst du mir nicht wieder mit dem Gerede der Leute kommen. Laß sie reden, was sie wollen, und wir wollen so weiterleben, wie wir es für richtig halten. Du bist jetzt seit zwölf Jahren bei mir, und ich habe dich öfter um Rat gefragt als jeden anderen. Das sollte dir genügen.»

Ivar verneigte sich demütig. «Ja, Herrin, ich werde Euch nicht wieder mit dem Gerede belästigen. Und meine Füße, die habe ich auch während all der Jahre, wie Ihr es gewünscht habt, jeden Abend gewaschen, sogar im Winter, obwohl Ihr mich nie danach gefragt habt.»

Alexandra lachte. «Oh, deine Füße, das ist schon in Ordnung, Ivar. Wir erinnern uns alle noch gut an die Zeit, wo im Sommer die Hälfte unserer Nachbarn barfuß ging, und ich nehme an, die alte Mrs. Lee würde auch heute manchmal gern die Schuhe ausziehen, sie traut

sich nur nicht. Ich bin froh, daß ich nicht Lous Schwiegermutter bin.»

Ivar blickte vorsichtig um sich und dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern. «Wißt Ihr, was sie drüben in Lous Haus haben? Eine große weiße Wanne, so ähnlich wie die steinernen Wassertröge in der alten Heimat. Darin waschen sie sich. Als Ihr mich neulich mit den Erdbeeren hinübergeschickt habt, waren alle in der Stadt, außer der alten Frau und dem Baby. Da hat sie mich hereingeholt und mir das Ding gezeigt. Sie sagte, es ist ganz unmöglich, darin richtig sauber zu werden, weil man mit soviel Wasser ja gar keine starke Seifenlauge machen kann. Wenn man ihr die Wanne füllt und sie hineinkommandiert, tut sie nur so, als ob sie sich wäscht, und plätschert ein bißchen. Und dann, wenn alle schlafen, wäscht sie sich in dem kleinen Holzzuber, den sie unterm Bett stehen hat.»

Alexandra wollte sich ausschütten vor Lachen. «Arme alte Mrs. Lee! Nicht einmal ihre Nachthauben darf sie mehr tragen. Aber laß nur. Wenn sie mich besuchen kommt, darf sie alles so machen, wie sie's gewohnt war, und so viel Bier trinken, wie sie mag. Weißt du was, Ivar? Wir beide gründen eine Anstalt für Leute aus der alten Zeit.»

Ivar faltete sorgfältig sein großes Taschentuch zusammen und steckte es in die Hemdtasche zurück: «So ist es immer, Herrin. Ich komme traurig zu Euch, und Ihr schickt mich mit einem fröhlichen Herzen wieder fort. Und wollt Ihr so freundlich sein, dem Iren zu sagen, daß er den braunen Wallach nicht arbeiten läßt, bis die Wunde auf seiner Schulter geheilt ist?»

«Das will ich, Ivar. Aber jetzt geh und spann Emils Stute an. Ich will ins Nordrevier fahren, um den Kunden aus der Stadt zu treffen, der mein Luzernenheu kaufen will.»

3

Alexandra sollte jedoch mehr in Ivars Sache hören. Ihre verheirateten Brüder kamen am Sonntag zum Mittagessen. Sie hatte sie für diesen Tag eingeladen, weil Emil, der Familiengesellschaften haßte, nicht da war. Er tanzte oben in der französischen Siedlung auf der Hochzeit von Amédée Chevalier. Der Tisch war im Eßzimmer gedeckt worden, wo lackierte Möbel, bunte Gläser und viel nutzloses Porzellan von den Verpflichtungen zeugten, die neuerworbener Wohlstand mit sich bringt. Alexandra hatte die Einrichtung einem Hanoveraner Möbelhändler überlassen, der sich gewissenhaft bemüht hatte, das Eßzimmer seinem Schaufenster so ähnlich wie möglich zu machen. Sie verstand von solchen Dingen nichts, das gab sie offen zu, und unterwarf sich daher bereitwillig der herrschenden Meinung, daß gerade die sinnlosesten und unbrauchbarsten Gegenstände der schönste Schmuck seien. Das schien ganz vernünftig. Sie selbst gab einfachen Dingen den Vorzug, darum war es um so notwendiger, die Gesellschaftsräume für diejenigen, die Wert darauf legten, mit Vasen, Punschbowlen und Kerzenleuchtern auszustatten. Denn ihre Gäste hatten das Bedürfnis, sich von diesen beruhigenden Symbolen des Wohlstandes umgeben zu sehen.

Außer Emil und Oscars Frau, die, um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, «im Augenblick nirgends hinging», war die Familie vollzählig. Oscar saß am Fußende des Tisches, seine vier flachsköpfigen Söhne im Alter von fünf bis zwölf Jahren aufgereiht an seiner Seite. Oscar und Lou haben sich beide nicht sehr verändert, sie sind, wie Alexandra vor langer Zeit einmal geäußert hat, sich selbst nur immer ähnlicher geworden. Man hält Lou jetzt für den Älteren. Seine Züge sind scharf und verschlagen, seine Augen von Fältchen umgeben, während Oscars Züge sich vergröbert haben und stumpf geworden sind. Trotz seiner Beschränktheit verdient Oscar aber mehr Geld als sein Bruder, und darüber sind Lous Hitzigkeit und Unsicherheit ebenso wie sein Hang zur Angeberei gewachsen. Traurig ist, daß Lou auch zu Betrügereien neigt, seine Nachbarn mußten feststellen, daß er, wie Ivar sagt, nicht umsonst ein Fuchsgesicht hat. Für solche Naturen ist die Politik ein natürliches Wirkungsfeld. So vernachlässigt er seine Farm, um Versammlungen zu besuchen und für politische Ämter im Bezirk zu kandidieren.

Lous Frau, früher Annie Lee, ist ihrem Ehemann seltsam ähnlich geworden. Ihr Gesicht ist jetzt länger, spitzer und boshafter. Sie hat ihr blondes Haar zu einer hohen Pompadourfrisur aufgesteckt und schmückt sich mit Ringen und Ketten und Broschen. Sie bewegt sich unsicher in engen Stöckelschuhen und ist unausgesetzt mit ihrer Garderobe beschäftigt. Bei Tisch ermahnt sie ihre jüngste Tochter immer wieder, «aufzupassen und ihre Mutter nicht zu bekleckern».

Man sprach bei Tisch nur englisch. Oscars Frau, die aus

dem Malariagebiet am Missouri stammte, schämte sich, einen Ausländer geheiratet zu haben, und seine Söhne verstanden kein Wort Schwedisch. Annie und Lou sprechen zu Hause manchmal schwedisch, allerdings hat Annie fast ebensoviel Angst, dabei «erwischt» zu werden, wie früher ihre Mutter, wenn sie barfuß ging. Oscar hat noch immer einen starken Akzent, aber Lou spricht, als sei er in Iowa geboren.

«Als ich in Hastings auf der Versammlung war», sagte er gerade, «habe ich den Leiter der Anstalt besucht und ihm Ivars Zustand geschildert. Er sagte, Ivars Fall sei äußerst gefährlich, und es sei ein Wunder, daß er noch nicht gewalttätig geworden ist.»

Alexandra lachte gutmütig. «Ach, Unsinn, Lou! Wenn sie könnten, würden die Ärzte uns alle für verrückt erklären. Ivar ist wunderlich, das stimmt schon. Aber er hat mehr Verstand als die meisten meiner Landarbeiter.»

Lou machte sich über sein Brathühnchen her. «Ich denke, der Arzt wird seine Sache schon verstehen, Alexandra. Er war sehr überrascht zu hören, wie lange du es mit Ivar ausgehalten hast, und er sagte, man müsse jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß er nachts die Scheune in Brand steckt oder auf dich und die Mädchen mit der Axt losgeht.»

Die kleine Signa, die gerade bei Tisch bediente, flüchtete kichernd in die Küche. Alexandras Augen funkelten. «Das war zuviel für Signa, Lou. Wir wissen doch alle, daß Ivar völlig harmlos ist. Ebensogut könnten die Mädchen mir zutrauen, daß ich mit der Axt auf sie losginge.»

Lou errötete und machte seiner Frau ein Zeichen. «Mag

sein, aber in dieser Sache werden die Nachbarn ein Wörtchen mitreden wollen. Er kann ja auch anderer Leute Scheunen anstecken. Es braucht nur ein einziger Farmer in der Stadt Klage gegen ihn zu führen, und er wird mit Gewalt eingesperrt. Da schickst du ihn besser selbst hin, dann gibt es kein böses Blut.»

Alexandra reichte einem ihrer kleinen Neffen die Sauce. «Ich kann dir nur eins sagen, Lou. Sollte einer der Nachbarn das versuchen, lasse ich mich zu Ivars Vormund ernennen und bringe die Sache vor Gericht. Ich bin in jeder Hinsicht mit ihm zufrieden.»

«Gib das Kompott weiter, Lou», sagte Annie warnend. Sie hatte ihre Gründe, es nicht für wünschenswert zu halten, daß ihr Mann Alexandra allzu offen entgegentrat. «Aber ist es dir denn nicht peinlich, Alexandra, wenn die Leute ihn hier bei dir sehen?» fuhr sie mit schmeichlerischer Freundlichkeit fort. «Er ist doch wirklich ein Schandfleck, und du hast dich jetzt so hübsch eingerichtet. Du wirst erleben, daß die Leute sich vor dir zurückziehen aus Angst, ihn womöglich irgendwo in der Nähe herumschleichen zu sehen. Meine Mädchen haben eine Heidenangst vor ihm, nicht wahr, Milly, Liebling?»

Milly war fünfzehn Jahre alt, rundlich und lustig, ebenfalls à la Pompadour frisiert, hatte milchweiße Haut und kräftige weiße Zähne unter einer kurzen Oberlippe. Sie sah ihrer Großmutter Bergson ähnlich und hatte auch deren behäbiges, die Bequemlichkeit liebendes Wesen. Sie lächelte schelmisch zu ihrer Tante hinüber, bei der sie sich viel ungezwungener benahm als bei ihrer Mutter, und Alexandra zwinkerte zurück.

«Milly braucht vor Ivar keine Angst zu haben, sie ist nämlich sein ganz besonderer Liebling. Ich meine, Ivar hat das gleiche Recht wie wir, sich zu kleiden, wie er mag und zu denken, was er will. Ich werde darauf achten, daß er andere nicht belästigt, und ihn zu Hause halten. Also mach dir bitte seinetwegen keine Sorgen mehr, Lou. Übrigens, was macht deine neue Badewanne? Wie kommt ihr damit zurecht?»

Annie kam Lou mit der Antwort zuvor, um ihm Zeit zu lassen, sich zu fangen. «Oh, großartig. Ich kann ihn gar nicht mehr herausbekommen. Er badet jetzt dreimal die Woche und verbraucht das ganze heiße Wasser. Ich finde ja, daß es nicht gesund ist, wenn man so lange drin bleibt wie er. Du solltest dir auch eine anschaffen, Alexandra.»

«Ich habe schon daran gedacht. Ich könnte auch für Ivar eine in der Scheune aufstellen lassen, wenn das die Leute beruhigt. Aber bevor ich mir eine Badewanne anschaffe, kaufe ich Milly ein Klavier.»

An dieser Stelle blickte Oscar am unteren Tischende von seinem Teller auf. «Wozu braucht Milly ein Klavier? Und was ist mit dem Harmonium? Damit kann sie sich nützlich machen und in der Kirche spielen.»

Annie wirkte nervös. Sie hatte Alexandra gebeten, in Oscars Gegenwart nichts von diesem Plan zu erwähnen, da er auf alles, was seine Schwester für Lous Kinder tat, eifersüchtig war, zumal Alexandra nicht gut mit Oscars Frau stand. «Milly kann ja trotzdem in der Kirche Harmonium spielen. Aber das ständige Üben auf dem Harmonium verdirbt ihren Anschlag, ihr Lehrer hat es selbst gesagt.»

Oscar verdrehte die Augen. «Na, dann muß Milly ja

mächtig vorangekommen sein, wenn sie schon über das Harmonium hinaus ist. Ich kenne genügend Erwachsene, die das nicht sind», meinte er grob.

Annie warf den Kopf in den Nacken. «Sie ist gut vorangekommen und wird nächstes Jahr, wenn sie mit der Schule fertig ist, bei ihrer Abschlußfeier spielen.»

«Ja», sagte Alexandra bestimmt, «ich finde, daß Milly ein Klavier verdient. Alle Mädchen hier in der Gegend haben schon jahrelang Unterricht, und Milly ist die einzige, die nie etwas vorspielen kann, wenn man sie darum bittet. Weißt du, Milly, wann ich zuerst auf den Gedanken gekommen bin, dir ein Klavier zu schenken? Das war damals, als du aus dem alten schwedischen Liederbuch die Lieder geübt hast, die dein Großvater immer gesungen hat. Er hatte einen weichen Tenor und sang gern, als er jung war. Ich erinnere mich noch daran, wie er auf der Werft mit den Matrosen sang. Ich war damals nicht größer als Stella jetzt.» Sie zeigte auf Annies kleinere Tochter.

Milly und Stella blickten beide durch die Tür ins Wohnzimmer, wo ein Porträt von John Bergson an der Wand hing. Alexandra hatte es nach einer kleinen Fotografie zeichnen lassen, die kurz vor der Abreise aus Schweden für seine Freunde aufgenommen worden war. Es zeigte einen schlanken Mann von fünfunddreißig Jahren mit weichem, lockigem Haar über einer hohen Stirn, einem hängenden Schnurrbart und fragenden, traurigen Augen, die in die Ferne sahen, als erblickten sie dort schon die Neue Welt.

Nach dem Essen gingen Lou und Oscar in den Garten, um Kirschen zu pflücken – keiner von beiden hatte die

Geduld aufgebracht, sich einen eigenen Obstgarten anzulegen. Annie ging in die Küche, um mit Alexandras Mädchen zu schwatzen, während diese das Geschirr spülten. Aus dem Gerede der Mädchen erfuhr sie mehr von Alexandras Haushaltsführung als von Alexandra selbst, und was sie hörte, wußte sie zu ihrem Vorteil zu nutzen. Die Farmerstöchter auf dem Hohen Land gingen nicht mehr in Stellung, darum holte Alexandra sich ihre Mädchen aus Schweden, sie bezahlte ihnen die Überfahrt. Sie blieben dann bei ihr, bis sie heirateten, und wurden durch Schwestern oder Kusinen aus der alten Heimat ersetzt.

Alexandra nahm ihre drei Nichten in den Blumengarten mit. Sie hatte die drei kleinen Mädchen sehr gern, vor allem Milly, die hin und wieder eine Woche bei ihrer Tante verbrachte. Sie las ihr dann aus den alten Büchern vor, die sie im Haus aufstöberte, oder lauschte den Erzählungen über die Anfangszeit auf dem Hohen Land. Während sie zwischen den Blumenbeeten umherwanderten, kam ein Wagen den Hügel heraufgefahren und hielt vor dem Tor. Ein Mann stieg aus und sprach mit dem Kutscher. Die kleinen Mädchen waren entzückt von der Ankunft eines Fremden, der von weither kommen mußte, wie sie gleich an seiner Kleidung, seinen Handschuhen und dem gepflegten Schnitt seines dunklen Spitzbarts erkannten. Sie blieben hinter ihrer Tante zurück und spähten, in Rizinusstauden verborgen, zu ihm hinüber. Der Fremde trat ans Tor und blieb dort, den Hut in der Hand, lächelnd stehen, während Alexandra ihm langsam entgegenging. Als sie ihn erreicht hatte, sprach er sie mit leiser, angenehmer Stimme an.

«Kennst du mich nicht mehr, Alexandra? Ich hätte dich überall erkannt.»

Alexandra beschattete die Augen mit der Hand. Im nächsten Augenblick tat sie einen schnellen Schritt auf ihn zu. «Ist es möglich!» rief sie bewegt. «Carl Linstrum? Wahrhaftig, Carl, du bist's!» Impulsiv streckte sie ihm übers Tor beide Hände entgegen und ergriff die seinen. «Sadie! Milly! Lauft und sagt Vater und Onkel Oscar, daß unser alter Freund Carl Linstrum hier ist! Macht schnell! Carl, wie ist es denn möglich? Ich kann's nicht glauben!» Alexandra schüttelte Tränen aus ihren Augen und lachte.

Der Fremde gab dem Kutscher ein Zeichen, schwang seine Reisetasche über den Zaun und öffnete die Pforte. «Also freust du dich, mich zu sehen? Und hast du einen Schlafplatz für mich? Ich konnte unmöglich hier durch die Gegend fahren, ohne bei dir vorbeizuschauen. Du hast dich kaum verändert. Weißt du, ich hab' es auch gar nicht anders erwartet. Du konntest dich einfach nicht verändert haben. Wie gut du aussiehst!» Er trat zurück und blickte sie bewundernd an.

Alexandra errötete und lachte wieder. «Aber du, Carl, mit dem Bart, wie sollte ich dich denn erkennen? Du warst ein kleiner Junge, als du fortgingst.» Sie griff nach seiner Reisetasche, und als er abwehrte, zog sie ihre Hand rasch zurück. «Da siehst du's, schon hab' ich mich verraten. Sonst kommen nur Frauen zu Besuch, ich weiß mich nicht mehr richtig zu benehmen. Wo ist dein Koffer?»

«In Hanover. Ich kann nur ein paar Tage bleiben. Ich bin auf dem Weg zur Küste.»

Sie gingen zum Haus hinauf. «Ein paar Tage? Nach all

den Jahren!» Alexandra drohte ihm mit dem Finger. «Jetzt bist du in eine Falle gegangen, so leicht kommst du mir nicht davon!» Sie legte ihm liebevoll die Hand auf die Schulter. «Schon der alten Zeiten wegen schuldest du mir einen Besuch. Weshalb mußt du überhaupt zur Küste?»

«Weil ich muß. Ich bin ein Glücksjäger, weißt du. Von Seattle aus will ich nach Alaska.»

«Alaska?» Verwundert blickte sie ihn an. «Willst du dort Indianer malen?»

«Malen?» Der junge Mann runzelte die Stirn. «Aber ich bin kein Maler, Alexandra. Ich bin Kupferstecher. Mit Malerei habe ich nichts zu tun.»

«Aber in meinem Wohnzimmer hängen doch die Bilder...»

«Ach, bloß Aquarellskizzen» – er unterbrach sie nervös –, «die hab' ich nur zum Vergnügen gemalt. Ich schickte sie dir zur Erinnerung an mich, nicht, weil sie gut wären. Erstaunlich, was du aus dem Hof gemacht hast, Alexandra.» Er wandte sich um und blickte auf das weite Panorama von Feldern und Hecken und Koppeln, das sich wie eine Landkarte vor ihnen ausbreitete. Ich hätte nie geglaubt, daß es so werden könnte, das übertrifft alles, was ich mir vorgestellt oder erwartet habe.»

In diesem Augenblick kamen Lou und Oscar den Hügel vom Obstgarten herauf. Sie gingen nicht schneller, als sie Carl sahen, sie vermieden sogar jeden Blick in seine Richtung. Mißtrauisch kamen sie heran, so als wünschten sie, der Weg sei länger.

Alexandra winkte sie herbei. «Sie glauben wohl, daß

ich sie angeführt habe. Kommt, Jungs! Es ist wirklich Carl Linstrum, unser alter Carl!»

Lou schaute den Besucher kurz von der Seite an und streckte ihm die Hand hin. «Freut mich, dich zu sehen.» Mit einem «Tag! Wie geht's?» tat Oscar das gleiche. Carl wußte nicht recht, ob er ihre Zurückhaltung als Unfreundlichkeit oder Verlegenheit auslegen sollte. An Alexandras Seite ging er ihnen voran zur Veranda.

«Carl ist auf dem Weg nach Seattle», erklärte Alexandra, «er will nach Alaska.»

Oscar betrachtete die gelben Schuhe des Besuchers. «Geschäftsreise?» fragte er.

Carl lachte. «Ja. Ein dringendes Geschäft. Ich will dort reich werden. Kupferstecher ist zwar ein sehr interessanter Beruf, aber man kann nichts damit verdienen. Deshalb will ich es auf den Goldfeldern versuchen.»

Alexandra fand, daß er gut auf die beiden einging, und Lou blickte jetzt recht interessiert auf. «Schon mal dagewesen?»

«Nein, aber ich will mich einem Freund anschließen, der von New York aus hingefahren ist und guten Erfolg gehabt hat. Er hat mir angeboten, mich anzulernen.»

«Schrecklich kalte Winter dort, hab' ich gehört», bemerkte Oscar. «Ich dachte, man führe im Frühjahr hin.»

«Stimmt. Aber mein Freund will den Winter in Seattle verbringen, ich soll bei ihm wohnen und etwas vom Schürfen lernen, bevor wir uns nächstes Jahr auf den Weg nach Norden machen.»

Lou wiegte skeptisch den Kopf: «Wie lange bist du eigentlich jetzt von hier fort?»

«Sechzehn Jahre. Das solltest du eigentlich wissen, Lou, denn du hast kurz nach unserem Fortzug geheiratet.»

«Bleibst du länger hier?» fragte Oscar.

«Ein paar Tage. Wenn Alexandra mich so lange unterbringen kann.»

«Dann wirst du dir bestimmt auch euren alten Hof ansehen wollen», meinte Lou, schon ein wenig freundlicher. «Du wirst ihn wohl kaum wiedererkennen. Von eurem alten grasgedeckten Haus ist aber noch was zu sehen. Alexandra hat nicht zugelassen, daß Frank Shabata es unterpflügte.»

Annie Lee, die, seit der Besuch gemeldet worden war, ihre Frisur gerichtet und an ihrem Spitzenkragen herumgezupft hatte, während sie im stillen wünschte, ein anderes Kleid angezogen zu haben, erschien mit ihren drei Töchtern und stellte sie vor. Sie war von Carls städtischer Erscheinung stark beeindruckt; in ihrer Aufregung redete sie überlaut und warf den Kopf hin und her. «Und du bist immer noch nicht verheiratet? In deinem Alter! Nein, so was! Da wirst du wohl auf meine Milly warten müssen. Ja, einen Jungen haben wir auch. Er ist der Jüngste. Er ist daheim bei seiner Oma geblieben. Du mußt unbedingt mal rüberkommen und Mutter besuchen und dir von Milly etwas vorspielen lassen. Sie ist nämlich die Musikalische in der Familie. Sie macht auch Brandmalerei. Da verbrennt man Holz, weißt du. Du glaubst gar nicht, was für hübsche Sachen sie mit ihrem Glühstift fertigbringt. Ja, sie geht in der Stadt zur Schule, und sie ist zwei Jahre jünger als die anderen in ihrer Klasse.»

Milly war sichtlich verlegen, und Carl nahm noch ein-

mal ihre Hand. Ihre milchweiße Haut und die strahlenden Kinderaugen gefielen ihm, und er spürte, wie peinlich ihr das Geschwätz ihrer Mutter war. «Ich kann mir denken, daß sie ein kluges Mädchen ist», sagte er leise und betrachtete sie nachdenklich. «Wart einmal – ja, deiner Mutter sieht sie ähnlich, Alexandra. Genau so muß Mrs. Bergson als junges Mädchen ausgesehen haben. Ist Milly auch so gerne draußen auf dem Land wie Alexandra und du früher, Annie?»

Millys Mutter protestierte: «Um Himmels willen, nein! Die Zeiten haben sich geändert, seit wir Mädchen waren. Milly hat es ganz anders als wir. Wir wollen die Farm verpachten und in die Stadt ziehen, sobald die Mädchen alt genug sind, um auf Gesellschaften zu gehen. Das tun hier jetzt viele Leute. Und Lou wird dann Geschäftsmann.»

Lou grinste. «Das sagt *sie*. Du solltest dich lieber fertigmachen. Ivar spannt schon an», fügte er, zu Annie gewandt, hinzu.

Junge Farmer reden ihre Frauen selten mit Namen an, meist sagen sie nur ‹du› oder ‹sie›.

Als er seine Frau losgeworden war, setzte Lou sich auf eine Treppenstufe und schnitzte an einem Stück Holz. «Nun, und was hält man in New York von William Jennings Bryan?» Lou wurde großspurig, wie immer, wenn er über Politik sprach. «Im Jahr '96 haben wir der Wall Street einen gehörigen Schrecken eingejagt, und jetzt haben wir auch wieder einen in petto. Es ging nicht nur um das Silber», geheimnisvoll wiegte er den Kopf, «es gibt noch viel, was geändert werden muß. Und der Westen wird dabei auch ein Wort mitreden.»

Carl lachte. «Aber sicher, das hat er schon getan, wenn auch sonst nichts.»

Lous hageres Gesicht wurde rot bis an die Haarwurzeln. «Nun, wir haben gerade erst angefangen! Wir hier draußen werden uns langsam unserer Verantwortung bewußt, und Angst haben wir auch nicht. Ihr Burschen dort oben müßt ja eine lahme Gesellschaft sein. Wenn ihr nur einen Funken Mut im Leibe hättet, würdet ihr euch zusammentun, zur Wall Street marschieren und sie in die Luft jagen. Mit Dynamit, meine ich!» setzte er drohend hinzu.

Er sagte das so ernst, daß Carl kaum wußte, was er darauf erwidern sollte. «Das wäre doch bloß Pulververschwendung. Das gleiche Geschäft würde in einer anderen Straße weitergehen, die Straße tut nichts zur Sache. Aber worüber habt ihr hier draußen denn zu jammern? Grundbesitz ist doch das einzig Sichere, das es noch gibt. Selbst Morgan könnte euch nichts anhaben. Man braucht nur durch dieses Land zu fahren, um zu sehen, daß ihr alle so reich wie Barone seid.»

«Wir haben jetzt bedeutend mehr zu melden als früher, als wir noch arm waren», sagte Lou drohend. «Wir werden noch viel erreichen.»

Als Ivar den Zweispänner vorfuhr, trat Annie mit einem Hut, der aussah wie das Modell eines Schlachtschiffes, aus der Tür. Carl brachte sie zum Wagen, während Lou zurückblieb, um noch ein Wort mit seiner Schwester zu reden.

«Was glaubst du, warum er gekommen ist?» fragte er mit einer Kopfbewegung zum Tor hin.

«Um uns zu besuchen, was sonst. Schon seit Jahren bitte ich ihn darum.»

Oscar sah Alexandra an. «Er hat sich nicht bei dir angemeldet?»

«Nein. Warum sollte er? Ich hatte ihm ja gesagt, daß er jederzeit willkommen ist.»

Lou zuckte die Schultern. «Er scheint ja nicht viel erreicht zu haben. Sich einfach so herumzutreiben!»

«Es war nie viel los mit ihm», sagte Oscar mit Grabesstimme.

Alexandra ließ sie stehen und eilte zum Tor, wo Annie gerade dabei war, Carl von ihrer neuen Eßzimmereinrichtung vorzuschwärmen. «Du mußt ganz bestimmt bald mit Mr. Linstrum zu uns kommen, aber ruf auf alle Fälle vorher an», rief sie Alexandra über die Schulter zu, als Carl ihr beim Einsteigen half.

Der alte weißhaarige Ivar hielt die Pferde. Lou kam den Weg herunter, kletterte auf den Kutschbock, ergriff die Zügel und fuhr, ohne ein Wort zu sagen, davon. Oscar hob seinen Jüngsten auf und stapfte die Straße hinunter, die anderen drei trotteten hinterher. Carl, der Alexandra das Tor aufhielt, fing an zu lachen. «Wachsen und Gedeihen auf dem Hohen Land, wie, Alexandra?» rief er fröhlich.

4

Alexandra fand, daß Carl sich viel weniger verändert hatte, als man hätte erwarten können. Er war kein piekfeiner, selbstzufriedener Stadtmensch. Er war noch immer anspruchslos und eigensinnig und sehr auf Individualität bedacht. Selbst seine Kleidung, ein Norfolk-Jackett und

sehr hohe Kragenspitzen, war sehr unkonventionell. Wie früher schien er sich in sich zurückzuziehen, von allem Abstand zu halten, so als fürchte er, verletzt zu werden. Kurzum, er war schüchterner, als man es bei einem fünfunddreißigjährigen Mann für möglich hält. Er wirkte auch älter, als er war, und nicht sonderlich kräftig. Sein dunkles Haar begann sich zu lichten, noch immer hing eine Strähne in die blasse Stirn, die jetzt von feinen, scharfen Linien gefurcht war. Seine Schultern waren hochgezogen und spitz; sah man ihn von hinten, hätte man ihn für einen überarbeiteten deutschen Professor auf Urlaub halten können. Er hatte ein kluges, sensibles und trauriges Gesicht.

An diesem Abend saßen Carl und Alexandra nach dem Essen unter den Rizinusstauden in der Mitte des Blumengartens. Die Kieswege glitzerten im Mondschein, und die Felder unter ihnen lagen weiß und still.

«Weißt du, Alexandra», sagte Carl, «ich habe darüber nachgedacht, wie merkwürdig das Leben manchmal ist. Ich bin fortgegangen und habe anderer Leute Bilder gestochen, du bist daheim geblieben und hast dein eigenes geschaffen.» Er zeigte mit der Zigarre auf die schlafende Landschaft. «Wie in aller Welt hast du das fertiggebracht? Und wie haben deine Nachbarn es gemacht?»

«Wir haben nicht viel dazu getan, Carl. Das Land tat es. Es hat sich einen kleinen Spaß gemacht. Es gab vor, arm zu sein, weil niemand es richtig zu bearbeiten verstand. Und dann, plötzlich, begann es selbst zu arbeiten. Es erwachte aus seinem Schlaf und reckte sich und war so groß und reich, daß auch wir plötzlich reich waren, nur

vom Stillsitzen. Was mich betrifft, so wirst du dich wohl noch erinnern, wann ich anfing, Land zu kaufen. Danach mußte ich jahrelang sparen und borgen, zuletzt mochte ich mich in den Banken nicht mehr sehen lassen. Und dann eines Tages kamen die Leute zu mir und boten ihr Geld an. Aber da brauchte ich es nicht mehr. Dann ging ich daran, dies Haus zu bauen. In Wirklichkeit baute ich es für Emil. Du mußt unbedingt Emil sehen, Carl. Er ist ganz anders als wir anderen.»

«Wieso anders?»

«Oh, du wirst sehen! Ich bin sicher, um solche Söhne zu haben wie Emil und ihnen eine Chance zu geben, hat Vater die alte Heimat verlassen. Es ist seltsam. Nach außen hin ist Emil ein ganz gewöhnlicher amerikanischer Junge – im Juni hat er sein Universitätsexamen gemacht, mußt du wissen –, aber im Innern ist er mehr Schwede als irgendeiner von uns. Manchmal ist er Vater so ähnlich, daß ich Angst bekomme. Er ist genauso leidenschaftlich.»

«Wird er mit dir zusammen wirtschaften?»

«Er soll das tun, was er möchte», erklärte Alexandra mit Wärme. «Ihm sollen alle Möglichkeiten offenstehen, wirklich alle. Dafür habe ich gearbeitet. Manchmal will er Jura studieren, und manchmal, gerade in letzter Zeit, hat er davon gesprochen, daß er gern in die Sandberge gehen möchte, um dort noch mehr Land zu übernehmen. Wie Vater hat er seine Depressionen. Aber ich hoffe, er wird es nicht tun. Wir haben jetzt wirklich genug Land.» Alexandra lachte.

«Und Lou und Oscar? Sie sind anscheinend auch gut vorangekommen.»

«Ja, sehr gut. Aber wir sind völlig verschieden. Und seit sie eigene Farmen haben, sehen wir uns seltener. Als Lou heiratete, haben wir das Land in drei gleiche Teile geteilt. Sie machen alles auf ihre Art und sind mit meiner nicht ganz einverstanden, fürchte ich. Vielleicht finden sie mich zu selbständig. Aber ich war jahrelang auf mich allein angewiesen und werde mich nun wohl kaum noch ändern. Aber alles in allem sind wir füreinander da, wie es bei Geschwistern halt ist. Und Lous älteste Tochter habe ich sehr gern.»

«Ich glaube, ich mochte Lou und Oscar früher lieber, und von mir werden sie vermutlich das gleiche sagen. Ich glaube sogar – aber sag das bitte nicht weiter», Carl beugte sich vor und berührte lächelnd ihren Arm, «ich glaube sogar, auch das alte Land gefiel mir besser. Auf seine Art ist das alles hier wirklich großartig, aber das Land von früher, so wild und ungezwungen wie es war, hat mich all die Jahre nicht in Ruhe gelassen. Und jetzt, wo ich bei meiner Rückkehr nichts als Milch und Honig finde, frage ich mich, wie in dem alten deutschen Lied: ‹Wo bist du, wo bist du, mein geliebtes Land?› Geht es dir manchmal auch so?»

«Ja, manchmal. Wenn ich an Vater denke und an Mutter und an alle, die von uns gegangen sind; so viele unserer alten Nachbarn.» Alexandra schwieg und blickte nachdenklich zu den Sternen auf. «Wir beide können uns noch an die Zeit erinnern, als der Friedhof nur wilde Prärie war, und jetzt . . .»

«Jetzt beginnt die alte Geschichte wieder von vorn», sagte Carl leise. «Ist es nicht sonderbar: Es gibt eigentlich

nur zwei oder drei menschliche Geschichten, die sich unaufhörlich wiederholen, und jedesmal sind sie so aufregend, als seien sie vollkommen neu, so wie das Lied der Lerchen, das doch seit Tausenden von Jahren aus den gleichen fünf Tönen besteht.»

«Ach ja. Die jungen Leute, sie haben es nicht leicht. Und doch beneide ich sie manchmal. Da ist zum Beispiel meine kleine Nachbarin; die Leute, die euren alten Hof gekauft haben. Ich hätte ihn sonst niemandem gegeben, aber das Mädchen hatte ich schon immer gern. Erinnerst du dich an die kleine Marie Tovesky aus Omaha, die hier öfter zu Besuch war? Mit achtzehn ist sie aus der Klosterschule weggelaufen, um zu heiraten, das dumme Kind. Kurz nach der Hochzeit kam sie mit ihrem Vater und ihrem Mann hierher. Er besaß nichts, und der Alte hatte sich bereit erklärt, ihnen einen Hof zu kaufen und sie einzurichten. Eure Farm gefiel ihr auf Anhieb, und ich freute mich, sie in der Nähe zu haben. Ich habe es auch nie bereut. Ihretwegen versuche ich sogar, mit Frank zurechtzukommen.»

«Frank ist ihr Mann?»

«Ja. Er ist einer von den Wilden: Die meisten Böhmen sind gutmütig. Frank denkt – glaube ich –, daß wir ihn nicht genügend anerkennen. Er ist argwöhnisch und wacht eifersüchtig über alles, seine Farm, seine Pferde und seine hübsche Frau. Jeder hat sie gern, gerade so wie damals, als sie noch klein war. Manchmal fahre ich mit Emil zur katholischen Kirche hinauf, und es ist schon komisch, die beiden so zusammen zu sehen. Marie steht da, lebendig und fröhlich, sie lacht und schüttelt allen die

Hände, und dahinter Frank, so verdrossen, als würde er sie am liebsten alle bei lebendigem Leibe verschlingen. Frank ist kein schlechter Nachbar. Aber wenn man mit ihm auskommen will, muß man viel Aufhebens von ihm machen und dauernd so tun, als sei er sehr bedeutend und anders als alle anderen. Mir fällt es schwer, das jahraus, jahrein durchzuhalten.»

«Ich kann mir auch kaum vorstellen, daß du damit sehr erfolgreich bist, Alexandra.» Der Gedanke schien Carl zu erheitern.

«Ich versuche es, so gut es geht», erklärte Alexandra unbeirrt. «Maries wegen. Sie hat es ohnehin schwer genug. Sie ist zu jung und zu hübsch für das Leben hier. Wir alle sind so viel älter und gesetzter. Aber sie läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Sie bringt es fertig, den Tag über zu arbeiten, dann auf eine böhmische Hochzeit zu gehen und die ganze Nacht durchzutanzen und am nächsten Morgen für ihren verärgerten Mann den Heuwagen zu fahren. Ich kann auch arbeiten, aber selbst in meiner besten Zeit hatte ich nicht ihren Schwung. Wir müssen sie morgen zusammen besuchen.»

Carl ließ das Ende seiner Zigarre vorsichtig zwischen die Rizinusstauden fallen und holte tief Luft. «Ja, ich muß mir den alten Hof wohl mal ansehen. Ich habe ein wenig Angst vor allem, was mich an mich selbst erinnert. Es hat mich Mut gekostet, überhaupt hierherzukommen, Alexandra. Ich hätte es sicher nicht getan, wenn ich nicht so sehr gewünscht hätte, dich wiederzusehen.»

Alexandra sah ihn mit ihren stillen, klaren Augen

nachdenklich an. «Warum fürchtest du diese Dinge, Carl?» fragte sie ernst. «Warum bist du unzufrieden mit dir?»

Ihr Besucher fuhr zusammen. «Wie geradeheraus du bist, Alexandra! Genau wie früher. Bin ich denn so leicht zu durchschauen? Nun ja. Zunächst einmal sehe ich in meinem Beruf einfach keine Zukunft. Holzschnitt ist das einzige, was mir wirklich Spaß macht, und das war schon aus der Mode, ehe ich damit anfing. Heute macht man nur noch billige Metallarbeiten, retuschiert schlechte Fotografien, verbessert miserable Zeichnungen und verdirbt die guten. Das alles habe ich gründlich satt.» Carl runzelte die Stirn. «Während der Herfahrt von New York habe ich die ganze Zeit überlegt, wie ich dich täuschen könnte und dich glauben machen, was für ein beneidenswerter Kerl ich sei. Statt dessen erzähle ich dir gleich am ersten Abend die Wahrheit. Ich verbringe viel Zeit damit, den Leuten etwas vorzumachen, und der Witz ist, daß letzten Endes doch niemand darauf hereinfällt. Es gibt zu viele von meiner Sorte, man erkennt uns auf den ersten Blick.»

Carl machte eine Pause. Nachdenklich und ein wenig verwirrt strich Alexandra sich das Haar aus der Stirn. «Du siehst, Alexandra», fuhr Carl ruhiger fort, «nach euren Maßstäben bin ich ein Versager. Ich könnte mir nicht ein einziges eurer Maisfelder kaufen. Ich habe an vielen Dingen Freude gehabt, aber das hat mir nichts eingebracht.»

«Doch, du selbst bist etwas geworden, Carl. Ich hätte lieber deine Freiheit gehabt als mein Land.»

Carl schüttelte traurig den Kopf. «Freiheit bedeutet leider nur allzuoft, daß man nirgendwo gebraucht wird.

Hier bist du etwas Besonderes, hier hast du deinen Wirkungskreis, man würde dich vermissen. Aber in den großen Städten gibt es Tausende solcher rollender Steine wie mich. Wir sind alle gleich, wir haben keine Bindungen, keine Freunde, keinen Besitz. Wenn einer von uns stirbt, weiß man kaum, wo man ihn begraben soll. Unser Trauerzug besteht aus der Zimmerwirtin und dem Lebensmittelhändler. Wir hinterlassen nichts als einen Gehrock und vielleicht eine Geige oder eine Staffelei, eine Schreibmaschine oder irgendein anderes Werkzeug, mit dem wir unseren Lebensunterhalt verdient haben. Keiner von uns erreicht je mehr, als seine Miete zahlen zu können, die ungeheuerliche Miete, die man für ein paar Quadratmeter im Zentrum der Dinge aufbringen muß. Wir haben kein Haus, keinen Hof, keine Familie. Wir leben auf den Straßen, in den Parks und in den Theatern. Wir sitzen in Restaurants und Konzertsälen und sehen auf die Hunderte von unseresgleichen um uns herum, und uns wird kalt.»

Alexandra schwieg. Sie schaute auf das silberne Spiegelbild des Mondes im Teich unten auf der Weide. Carl fühlte, daß sie ihn verstand. Endlich sagte sie langsam: «Und trotzdem würde ich Emil lieber so aufwachsen sehen und nicht wie seine beiden Brüder. Auch wir zahlen eine hohe Miete, wenn auch auf andere Weise. Wir werden hart und schwerfällig. Wir bewegen uns nicht so leicht und ungezwungen wie du, und unser Geist stumpft ab. Wenn die Welt nicht größer wäre als meine Maisfelder, wenn es hinter ihnen nicht noch etwas anderes gäbe, würde mir die Arbeit ziemlich sinnlos vorkommen. Nein,

Emil soll lieber so werden wie du, nicht wie sie. Das war mir klar, sobald ich dich sah.»

Versonnen sagte Carl: «Ich möchte wohl wissen, warum du so denkst.»

«Ich weiß es auch nicht. Vielleicht bin ich wie Carrie Jensen, die Schwester eines meiner Landarbeiter. Sie kannte nichts anderes als Maisfelder. Vor einigen Jahren wurde sie schwermütig und sagte, sie hätte dieses ewig gleiche Leben satt und sähe keinen Sinn darin. Als sie ein- oder zweimal versucht hatte, sich das Leben zu nehmen, machten sich ihre Angehörigen schließlich Sorgen und schickten sie nach Iowa zu Verwandten. Seit sie wieder hier ist, ist sie heiter und zufrieden und sagt, es sei gut, in einer so großen und interessanten Welt zu leben und zu arbeiten. Sie sagt, der Anblick der gewaltigen Brücken über den Platte und den Missouri habe ihr Frieden gegeben. Und so gibt mir der Gedanke an all das, was draußen in der Welt geschieht, Frieden.»

5

Weder am folgenden noch am übernächsten Tag fand Alexandra eine freie Stunde, um ihre Nachbarin zu besuchen. Die Maisfelder mußten gepflügt werden. Es war so viel zu tun, daß selbst Emil mit Gespann und Ackergerät auf dem Feld half. Am Morgen begleitete Carl Alexandra auf ihrem Rundgang über die Höfe, und nachmittags und abends sprachen sie über viele Dinge. Obwohl Emil sportlich war, strengte ihn die Landarbeit sehr an, und abends

war er zu müde, um sich zu unterhalten oder auf seinem Horn zu üben.

Am Mittwochmorgen stand Carl noch vor Tagesanbruch auf und stahl sich die Treppe hinunter und aus der Küchentür, als der alte Ivar sich gerade an der Pumpe wusch. Carl nickte ihm zu und ging schnell das Tal hinauf, durch den Garten zu der Weide, auf der gewöhnlich die Milchkühe grasten.

Im Osten glich die Morgendämmerung dem Widerschein eines gewaltigen Brandes, der unter dem Horizont loderte. Die Glut spiegelte sich in den Tautropfen, die an den kurzen grauen Grashalmen hingen. Carl eilte weiter, bis er die Kuppe des zweiten Hügels erreichte, wo das Bergsonsche Weideland an die Wiese grenzte, die seinem Vater gehört hatte. Dort setzte er sich hin und wartete auf den Sonnenaufgang. Es war die Stelle, an der Alexandra und er früher gemeinsam die Kühe gemolken hatten, jeder auf seiner Seite des Zaunes. Er konnte sich noch genau erinnern, wie sie ausgesehen hatte, wenn sie ihm über die abgegraste Wiese entgegengekommen war, mit hochgesteckten Röcken und unbedecktem Kopf, in jeder Hand einen blanken Zinkeimer, umflossen vom bleichen Licht des frühen Tages. Und obwohl er noch sehr jung gewesen war, hatten ihr fester Schritt, ihre aufrechte und gelassene Haltung ihm den Eindruck vermittelt, er erblicke den aufsteigenden Morgen selbst. Seit damals erinnerte ihn jeder Sonnenaufgang, ob er ihn auf dem Land oder auf dem Wasser erlebte, an das junge schwedische Mädchen und ihre Milcheimer.

Carl saß und grübelte, bis die Sonne plötzlich über den Rand der Prärie stieg und ringsum im Gras all die kleinen Geschöpfe des Tages ihre winzigen Instrumente zu stimmen begannen. Unzählige Vögel und Insekten fingen an zu zirpen und zu zwitschern, zu kreischen und zu pfeifen und die Luft mit unüberhörbaren Beweisen ihrer Lebenskraft zu erfüllen. Die Weide wurde in Licht gebadet; jedes Büschel Eisenkraut und Wolfsmilch warf einen langen Schatten, und das goldene Licht schien wie die auflaufende Flut durch das krause Gras zu rieseln.

Carl stieg über den Zaun auf die Weide, die jetzt den Shabatas gehörte, und ging weiter zum Teich. Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als er entdeckte, daß er nicht allein dort draußen war. Mit dem Gewehr in der Hand bewegte sich Emil an der Seite einer jungen Frau vorsichtig durch das Tal. Sie waren sehr leise und blieben dicht beieinander. Carl schloß daraus, daß sie erwarteten, Enten am Teich zu finden. Sobald sie in Sichtweite der spiegelnden Wasserfläche waren, hörte er das Rauschen vieler Flügel, und ein Entenschwarm stieg auf. Ein Schuß knallte: fünf Enten stürzten zu Boden. Emil und seine Begleiterin lachten, und Emil lief, sie aufzuheben. Die Enten baumelten kopfüber in seiner Hand, als er zurückkam, und er ließ sie in die Schürze fallen, die Marie ihm aufhielt. Ihr Gesicht veränderte sich, sie blickte auf die Tiere herab. Sie nahm einen Vogel hoch, einen zerzausten Federball, dem das Blut langsam aus dem Schnabel tropfte, und betrachtete die schimmernden Farben, die noch in dem Gefieder leuchteten. Bekümmert ließ sie ihn fallen und rief: «O Emil! Was hast du getan?»

«Das gefällt mir!» erwiderte er ungehalten. «Du hast doch selbst mitkommen wollen, Marie.»

«Ja, ja, ich weiß», sagte sie mit Tränen in den Augen, «aber ich habe nicht richtig darüber nachgedacht. Ich finde es schrecklich, sie so zu sehen. Sie waren so frei und glücklich, und wir haben alles zerstört!»

Emil lachte gekränkt. «Natürlich haben wir das! Mit dir gehe ich nicht wieder auf die Jagd. Du bist genauso unmöglich wie Ivar. Gib sie her!» Er riß die Enten aus ihrer Schürze.

«Sei nicht böse, Emil. Ich meine nur – – Ivar hat recht, weißt du. Diese wilden Geschöpfe, man darf sie nicht töten. Sie sind zu glücklich, man konnte richtig fühlen, was in ihnen vorging, als sie vorhin aufflogen. Sie hatten wohl Angst, aber sie dachten nicht, daß ihnen jemand wirklich weh tun würde. Nein, das dürfen wir nie wieder tun!»

«Schon gut», nickte Emil. «Tut mir leid, dich traurig gemacht zu haben.» Und als er in ihre tränengefüllten Augen sah, bekamen seine eigenen einen merkwürdig bitteren und gequälten Ausdruck.

Carl sah ihnen nach, als sie langsam das Tal hinuntergingen. Sie hatten ihn nicht bemerkt. Er hatte nur wenig von ihrer Unterhaltung verstanden, hatte aber begriffen, was sie bedeutete. Es stimmte ihn, er wußte nicht warum, wehmütig, diese beiden jungen Menschen so früh am Morgen hier draußen auf der Weide zu sehen.

Er fand, daß es an der Zeit sei zu frühstücken.

6

An diesem Tag sagte Alexandra beim Mittagessen, heute nach Tisch müßten sie nun aber wirklich zu Shabatas hinüber. «Es kommt nicht oft vor, daß ich Marie drei Tage lang nicht besuche. Sie glaubt bestimmt, ich habe sie über meinem alten Freund vergessen.»

Als die Männer wieder an die Arbeit gegangen waren, zog Alexandra ein weißes Kleid an, setzte einen Sonnenhut auf und machte sich mit Carl auf den Weg über die Felder. «Wie du siehst, gibt es den alten Weg noch, Carl. Es tut gut zu wissen, daß er wieder zu einem Freund führt.»

Carl lächelte ein bißchen wehmütig. «Wieder zu einem Freund. Ich hoffe, dieser bedeutet dir nicht ganz dasselbe!»

Überrascht blickte Alexandra ihn an. «Aber nein, natürlich nicht. Nicht dasselbe. Sie könnte nie deinen Platz einnehmen, wenn du das meinst. Ich stehe mich mit allen Nachbarn gut, hoffe ich. Aber Marie ist eine wirkliche Kameradin, mit ihr kann ich frei und offen reden. Du würdest doch nicht wünschen, daß ich mich *noch* verlassener gefühlt hätte?»

Carl lachte und schob mit dem Hutrand die Haarsträhne aus der Stirn. «Nein, das bestimmt nicht. Ich muß schon dankbar sein, daß dieser Weg nicht von – – nun, von Freunden ausgetreten wird, die in dringlicheren Geschäften zu dir kamen als deine kleine Böhmin.» Er machte eine Pause und reichte Alexandra die Hand, um ihr über den Zauntritt zu helfen. «Hat dich eigentlich etwas an

unserem Wiedersehen enttäuscht?» fragte er dann unvermittelt. «Oder ist es so, wie du gehofft hattest?»

Alexandra lächelte. «Ja, nur schöner. Wenn ich an dein Kommen dachte, hatte ich manchmal ein wenig Angst davor. Du hast ein bewegtes Leben geführt. Hier geht alles langsam, und am langsamsten sind die Menschen. Unser Leben verläuft wie das Jahr, für uns gibt es nur das Wetter, Ernten und Kühe. Wie du die Kühe gehaßt hast!» Sie schüttelte den Kopf und lachte in sich hinein.

«Aber nicht, wenn wir gemeinsam gemolken haben. Ich bin heute früh zu unserer Wiesenecke gegangen. Ob ich dir wohl jemals alles erzählen kann, was ich dort oben gedacht habe? Es ist sonderbar, Alexandra, ich kann mit dir über alle Dinge unter der Sonne ganz offen reden, nur nicht – über dich.»

«Du hast vielleicht Angst, mir weh zu tun.» Alexandra sah ihn nachdenklich an.

«Nein, ich habe Angst, dich zu erschrecken. Du hast dich so lange nur in dem trüben Spiegel deiner Umgebung gesehen, daß du vielleicht betroffen sein würdest, wenn ich dir sagte, wie ich dich sehe. Aber du merkst doch bestimmt, daß ich dich bewundere. Man spürt doch, wenn man bewundert wird.»

Alexandra errötete und lachte leicht verlegen. «Ja, ich habe schon gemerkt, daß ich dir gefalle, wenn du das etwa meinen solltest.»

«Und du hast auch gespürt, daß du anderen gefielst?» fragte er weiter.

«Nun ja. Hin und wieder. Die Männer in der Stadt, in den Banken und bei den Behörden, scheinen mich gern zu

sehen. Ich selbst finde es ja auch angenehmer, mit Leuten zu tun zu haben, die sauber und gesund aussehen», meinte sie schlicht.

Carl lächelte belustigt und öffnete ihr Shabatas Tor. «So, tatsächlich?» fragte er trocken.

Das Haus schien wie ausgestorben, nur eine große gelbe Katze sonnte sich auf der Küchentreppe.

Alexandra schlug den Weg zum Obstgarten ein. «Dort sitzt sie oft und näht. Ich habe nicht angerufen, daß wir kommen, weil ich nicht wollte, daß sie sich Arbeit macht und Kuchen backt und Eiscreme rührt. Ihr genügt schon der geringste Anlaß, um eine Party zu veranstalten. Erkennst du die Apfelbäume wieder, Carl?»

Er schaute sich um. «Hätte ich doch einen Dollar für jeden Eimer Wasser, den ich für diese Bäume schleppen mußte! Armer Vater! Er war so gutmütig, aber vollkommen erbarmungslos, wenn die Obstbäume gegossen werden sollten.»

«Das gefällt mir an den Deutschen. Vom Obstanbau verstehen sie was, selbst wenn sie sonst nichts können. Ich bin froh, daß diese Bäume jetzt jemandem gehören, der an ihnen Freude hat. Als ich den Hof verpachtet hatte, hat der Pächter im Obstgarten nichts gemacht, und Emil und ich haben uns selbst darum gekümmert. Allerdings müßte hier gemäht werden. Ah, da ist Marie, dort unten in der Ecke. Maria-a-a!» rief sie.

Eine im Gras liegende Gestalt sprang auf und lief ihnen durch ein Geflimmer von Licht und Schatten entgegen.

«Schau sie dir bloß an! Sieht sie nicht aus wie ein kleines, braunes Kaninchen?» Alexandra lachte.

Marie kam keuchend heran und umarmte Alexandra. «Oh, ich dachte schon, du würdest vielleicht gar nicht kommen. Ich wußte ja, daß du viel zu tun hast. Ja, Emil hat mir erzählt, daß Mr. Linstrum da ist. Wollen wir ins Haus gehen?»

«Warum setzen wir uns nicht hier in deine Ecke? Carl möchte gern den Obstgarten sehen. Jahrelang hat er für all diese Bäume Wasser schleppen müssen.»

Marie wandte sich an Carl. «Dann bin ich Ihnen Dank schuldig, Mr. Linstrum. Ohne diesen Obstgarten hätten wir den Hof nie gekauft, und dann hätte ich auch Alexandra nicht kennengelernt.» Sie berührte kurz den Arm der neben ihr gehenden Freundin. «Dein Kleid riecht gut, Alexandra. Du legst Rosmarinzweige in die Kommode, wie ich dir geraten habe.»

Sie führte sie zur Nordwestecke des Obstgartens, die an der einen Seite durch eine dichte Maulbeerhecke geschützt war und an der anderen an ein Weizenfeld grenzte, das gerade zu reifen begann. In diesem ein wenig tiefer gelegenen Teil wuchs das Rispengras, das oben vom Unkraut verdrängt worden war, noch dicht und üppig. In den Bartgrasbüscheln längs des Zauns leuchteten wilde Rosen. Unter einem weißen Maulbeerbaum stand ein alter Wagensitz, daneben lagen ein Buch und ein Nähbeutel.

«Nimm den Sitz, Alexandra», bestimmte Marie, «sonst bekommt dein Kleid Grasflecken.» Sie selbst ließ sich neben Alexandra auf dem Rasen nieder und zog die Füße unter sich. Carl setzte sich etwas entfernt von den Frauen mit dem Rücken zum Weizenfeld und beobachtete sie. Alexandra nahm den Sonnenhut ab und warf ihn auf die

Erde. Marie hob ihn auf und ließ während der Unterhaltung die weißen Bänder spielerisch durch ihre braunen Finger gleiten. Sie boten ein reizvolles Bild. Der Schatten der Blätter breitete sich im hellen Sonnenlicht wie ein Netz über die beiden so verschiedenen Frauen, die blonde, hellhäutige Schwedin, die trotz Heiterkeit und Anteilnahme stets Ruhe bewahrte, und die temperamentvolle Brünette mit dem vollen, leicht geöffneten Mund und den Augen, in denen, während sie schwatzte und lachte, goldene Lichtpunkte tanzten. Carl hatte die Augen der kleinen Marie Tovesky nie vergessen, und es freute ihn, eine Gelegenheit zu haben, sie ungestört betrachten zu können. Er stellte fest, daß die braune Iris seltsame Einsprengsel hatte, die goldgelb waren wie Sonnenblumenhonig oder alter Bernstein. In jedem Auge mußte eine dieser Adern größer sein als die anderen, sie wirkten wie zwei tanzende Lichtpunkte oder wie Perlen, die in einem Champagnerglas aufsteigen. Manchmal glichen sie den Funken eines Schmiedefeuers. Sie schien ihm sehr leicht erregbar, so als genüge der kleinste Hauch, sie zu einem wilden kleinen Feuer zu entflammen. «Was für eine Verschwendung!» dachte Carl. «Sie ist wie geschaffen, einen Geliebten glücklich zu machen. Schade, daß es manchmal ganz anders kommt!»

Es dauerte nicht lange, und Marie sprang wieder auf. «Wartet einen Augenblick, ich möchte euch etwas zeigen.» Sie lief davon und verschwand hinter den kurzstämmigen Apfelbäumen.

«Ein bezauberndes Geschöpf!» murmelte Carl. «Es

wundert mich nicht, daß ihr Mann eifersüchtig ist. Aber kann sie eigentlich nicht gehen? Läuft sie immer?»

Alexandra nickte. «Immer. Ich kenne zwar nicht viele Menschen, aber ich glaube, daß es nur wenige gibt wie sie.» Marie kam mit einem Zweig zurück, den sie vom Aprikosenbaum gebrochen hatte. Er hing voller blaßgelber, rotbackiger Früchte. Sie legte ihn neben Carl. «Haben Sie die auch gepflanzt? Es sind wunderschöne kleine Bäume!»

Carl befühlte die wie Birkenblätter geformten blaugrünen Blätter, die rauh waren wie Löschpapier und an wachsroten Stielen hingen. «Sind das die Zirkusbäume, Alexandra?»

«Soll ich ihr davon erzählen?» fragte diese. «Dann setz dich hin wie ein braves Kind, Marie, und laß meinen armen Hut in Frieden. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Vor langer Zeit, als Carl und ich so ungefähr sechzehn und zwölf Jahre alt waren, kam ein Zirkus nach Hanover, und wir fuhren mit Lou und Oscar in unserem Wagen hin, um uns die Parade anzuschauen. Für die Vorstellung hatten wir nicht genug Geld. Wir folgten dem Zug bis zum Zirkusplatz und blieben dort, bis die Vorstellung begann und die Leute ins Zelt gingen. Dann fürchtete Lou, wir könnten uns lächerlich machen, wenn wir da so herumständen. So gingen wir nach Hanover zurück und waren sehr unglücklich. Auf der Straße verkaufte ein Mann Aprikosen, wir hatten vorher noch nie welche gesehen. Er kam irgendwo aus der französischen Gegend und nahm fünfundzwanzig Cents für den Viertelscheffel. Unsere Väter hatten uns etwas Geld für Süßigkeiten gegeben; ich

kaufte mir zwei Viertel und Carl einen. Das munterte uns beträchtlich auf. Wir hoben die Steine auf und pflanzten sie ein. Als Carl dann fortging, hatten sie noch nicht getragen.»

«Und jetzt ist er zurückgekommen, um davon zu essen», rief Marie und nickte Carl zu. «Das ist *wirklich* eine hübsche Geschichte! Ich kann mich noch ein bißchen an Sie erinnern, Mr. Linstrum. Ich habe Sie oft in Hanover gesehen, wenn Onkel Joe mich in die Stadt mitnahm. Ich erinnere mich an Sie, weil Sie im Drugstore immer Farbtuben und Bleistifte kauften. Einmal, als mein Onkel mich im Laden zurückgelassen hatte, zeichneten Sie mir auf einem Stück Einwickelpapier lauter kleine Vögel und Blumen. Ich habe es noch lange aufbewahrt. Ich fand Sie sehr romantisch, weil Sie zeichnen konnten und so schwarze Augen hatten.»

Carl lächelte. «Ja, ich kann mich auch erinnern. Ihr Onkel kaufte Ihnen ein mechanisches Spielzeug, eine Türkin auf einer Ottomane, die eine Wasserpfeife rauchte, war's nicht so? Und sie konnte mit dem Kopf wackeln.»

«O ja! War sie nicht wundervoll? Dabei wußte ich ganz genau, daß ich Onkel Joe eigentlich nicht erzählen durfte, wie gern ich sie haben wollte, weil er gerade aus dem Lokal kam und gute Laune hatte. Wissen Sie noch, wie er lachte? Sie machte ihm genausoviel Spaß wie mir. Aber als wir nach Hause kamen, schimpfte Tante schrecklich, weil er Spielzeug kaufte statt der Dinge, die sie dringend brauchte. Wir zogen unsere Türkin jeden Abend auf, und wenn sie mit dem Kopf wackelte, dann mußte meine Tante genauso herzlich lachen wie wir. Es war eine Spiel-

dose, wissen Sie, und die türkische Schöne ließ eine Melodie hören, während sie rauchte. Darum machte sie soviel Spaß. Wie ich sie in Erinnerung habe, war sie wunderschön und hatte einen goldenen Halbmond auf ihrem Turban.»

Als Alexandra und Carl eine halbe Stunde später das Haus verließen, kam ihnen auf dem Weg ein kräftiger junger Mann in Arbeitshosen und blauem Hemd entgegen. Er war außer Atem, als ob er gelaufen wäre, und schimpfte vor sich hin.

Marie lief auf ihn zu, nahm ihn am Arm und schob ihn den Gästen entgegen. «Frank, das ist Mr. Linstrum.»

Frank nahm seinen breitkrempigen Strohhut ab und nickte Alexandra zu. Als er Carl ansprach, sah man blendend weiße Zähne. Sein Hals war bis an den Kragenbund tiefbraun gebrannt, und er hatte einen dichten Dreitagebart. Selbst jetzt, in der Erregung, sah er gut aus, aber man spürte, daß er heftig und gewalttätig sein konnte.

Er begrüßte die Besucher nur kurz und wandte sich sofort sehr aufgebracht an seine Frau. «Ich muß mein Gespann im Stich lassen, um die Schweine der alten Hiller aus meinem Weizen zu vertreiben! Vors Gericht bring' ich das alte Weib, wenn sie sich nicht vorsieht, das sag' ich dir!»

Seine Frau versuchte, ihn zu beschwichtigen. «Aber Frank, sie hat doch nur ihren lahmen Sohn als Hilfe, sie tut doch, was sie kann!»

Alexandra sah den aufgeregten Mann an und schlug

ihm vor: «Warum gehen Sie nicht einmal nachmittags zu ihr hinüber und flicken den Zaun? So könnten Sie sich viel Zeit und Ärger ersparen.»

Frank erstarrte. «Sonst noch was? Nein, danke. Ich halt meine Schweine daheim, andere können's auch tun. Verstanden? Wenn Louis Schuhe flicken kann, kann er auch den Zaun flicken.»

«Mag sein», gab Alexandra gelassen zur Antwort. «Aber ich habe festgestellt, daß es sich manchmal lohnt, anderer Leute Zäune zu flicken. Auf Wiedersehn, Marie, komm mich bald besuchen.»

Alexandra ging entschlossenen Schritts den Weg hinunter, und Carl folgte ihr.

Frank ging ins Haus und warf sich mit dem Gesicht zur Wand und mit geballten Fäusten auf das Sofa.

Marie, die sich von ihren Gästen verabschiedet hatte, ging ebenfalls hinein und legte ihre Hand zärtlich auf Franks Schulter.

«Armer Frank! Du bist wieder so gerannt, daß du jetzt Kopfschmerzen hast, nicht wahr? Ich mache dir schnell eine Tasse Kaffee.»

«Was bleibt mir anders übrig!» schrie er heftig auf böhmisch. «Sollte ich etwa zusehen, wie die Schweine irgendeines alten Weibes mein Weizenfeld durchwühlen? Schufte ich mich dafür zu Tode?»

«Reg dich deswegen doch nicht so auf, Frank. Ich werde noch einmal mit Mrs. Hiller reden. Aber als die Schweine neulich ausgebrochen sind, hat sie wirklich fast geweint, so leid tat es ihr.»

Frank warf sich auf die andere Seite. «So ist's richtig!

Immer nimmst du die anderen gegen mich in Schutz, das wissen sie auch alle ganz genau. Jedermann glaubt hier, er kann meine Mähmaschine borgen und kaputtmachen oder seine Schweine auf meine Felder loslassen. Sie wissen, daß es dir egal ist.»

Marie entfernte sich eilig, um ihm Kaffee zu kochen. Als sie wiederkam, schlief er fest. Sie setzte sich zu ihm und betrachtete ihn sehr lange und sehr nachdenklich. Als die Küchenuhr sechs schlug, ging sie hinaus, um Abendbrot zu machen, und schloß hinter sich leise die Tür. Frank tat ihr immer leid, wenn er sich so in blinde Wut hineinsteigerte, und es machte ihr Kummer, daß er den Nachbarn gegenüber so grob und streitsüchtig war. Es war ihr völlig klar, daß sie von ihm allerhand einstecken mußten und das nur ihr zuliebe taten.

7

Maries Vater, Albert Tovesky, war einer von den gebildeteren Böhmen, die Anfang der siebziger Jahre in den Westen gekommen waren. Er ließ sich in Omaha nieder und wurde dort zu einem Führer und Berater seiner Landsleute. Marie war das jüngste Kind von seiner zweiten Frau und sein Augapfel. Sie war gerade sechzehn und in der letzten Klasse der High-School von Omaha, als Frank Shabata aus der alten Heimat herüberkam und allen böhmischen Mädchen den Kopf verdrehte. Er wurde schnell der Löwe der Biergärten. Wenn er sonntags mit seidenem, gefälteltem Hemd und blauem Gehrock, die

Handschuhe in der Hand und ein Bambusstöckchen schwingend, auftauchte, war er einfach hinreißend. Er war hübsch und hochgewachsen, hatte blitzende Zähne und kurzgeschnittene, blonde Locken. Er trug eine hochmütige Miene zur Schau, wie sie für einen jungen Mann mit vornehmer Verwandtschaft, dessen Mutter im Elbtal einen großen Hof besitzt, angemessen schien. Oft lag in seinen blauen Augen ein interessanter Ausdruck von Unzufriedenheit, und jedes böhmische Mädchen, das er kennenlernte, bildete sich ein, die Ursache dieses enttäuschten Blickes zu sein. Er hatte eine Art, sein Batisttaschentuch langsam an einem Zipfel aus der Brusttasche zu ziehen, die ungeheuer melancholisch und romantisch wirkte. Er flirtete mit jeder einigermaßen hübschen Böhmin, doch in Gegenwart der kleinen Marie Tovesky zog er das Taschentuch noch langsamer als sonst hervor und ließ noch verzweifelter das Streichholz fallen, mit dem er sich eine frische Zigarre angezündet hatte. Jedermann konnte schon mit halbem Auge erkennen, daß sein stolzes Herz für jemanden blutete.

Eines Sonntags im Spätsommer, Marie hatte mittlerweile ihren Schulabschluß, traf sie Frank auf einem böhmischen Picknick am Fluß und ruderte den ganzen Nachmittag mit ihm. Als sie an diesem Abend nach Hause kam, ging sie unverzüglich ins Zimmer ihres Vaters und erklärte ihm, sie habe sich mit Shabata verlobt. Der alte Tovesky rauchte gerade gemütlich eine Pfeife vor dem Zubettgehen. Als er die Mitteilung seiner Tochter vernommen hatte, verkorkte er als erstes sorgfältig die Bierflasche, dann sprang er auf und bekam einen Wutanfall. Er beleg-

te Frank Shabata mit einem böhmischen Ausdruck, der so viel bedeutet wie «Fatzke».

«Warum arbeitet er nicht, wie wir alle? Der mit seinem Hof im Elbtal! Schließlich hat er noch viele Brüder und Schwestern. Der Hof gehört seiner Mutter. Warum ist er nicht daheimgeblieben und hilft ihr? Hab' ich nicht seine Mutter früh um fünf mit Jauchefaß und Schöpfkelle losfahren sehen, um die Kohlköpfe zu düngen? Weiß ich nicht, wie die Hände der alten Eva Shabata aussehen? Wie die Hufe eines alten Gauls sind sie, und dieser Kerl trägt Handschuhe und Ringe. Verlobt! Verlobt! Du gehörtest noch in die Schule, die fehlt dir. Ich werde dich zu den Schwestern von Sacre-Cœur nach St. Louis schikken. Die werden dich schon zur Vernunft bringen! Jawohl!»

Also brachte Albert Tovesky gleich in der nächsten Woche seine blasse, verweinte Tochter den Fluß hinunter ins Kloster. Aber um Frank eine Sache erst wirklich begehrenswert zu machen, brauchte man sie ihm nur vorzuenthalten. Es gelang ihm, Marie vor ihrer Abreise noch einmal zu treffen. Und während er bis dahin nur flüchtig in sie verliebt gewesen war, redete er sich jetzt ein, daß ihn nichts zurückhalten könne. Als Ergebnis eines für Frank ebenso anstrengenden wie befriedigenden Vormittags nahm Marie, im Segeltuchfutter ihres Koffers verborgen, nicht weniger als ein Dutzend Fotografien von ihm mit. Jede zeigte ihn in einer anderen verliebten Pose. Da war ein kleines rundes Bildchen für den Deckel ihrer Taschenuhr, Fotografien für Wand und Schrank, ja sogar ganz lange, schmale, die sie als Lesezeichen benutzen

sollte. Mehr als einmal wurde der gutaussehende Herr von einer empörten Nonne vor der ganzen Klasse zerrissen.

Ein Jahr lang, bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag, schmachtete Marie im Kloster. Dann traf sie sich mit Frank Shabata am Union-Bahnhof von St. Louis und brannte mit ihm durch. Der alte Tovesky verzieh seiner Tochter, weil ihm nichts anderes übrigblieb, und kaufte ihr in dem Teil des Landes, den sie als Kind so sehr geliebt hatte, eine Farm. Seitdem war ihre Geschichte ein Teil der Geschichte des Hohen Landes. Fünf Jahre hatte sie dort mit Frank gelebt, als Carl Linstrum zurückkehrte, um Alexandra den lang versprochenen Besuch abzustatten. Im ganzen hatte Frank sich besser bewährt, als man hätte erwarten können. Mit wilder Energie hatte er sich in die Landwirtschaft gestürzt. Einmal im Jahr fuhr er nach Hastings oder Omaha, um sich auszutoben. Eine Woche oder zwei blieb er fort, dann kam er zurück und arbeitete wie ein Besessener. Er tat seine Arbeit, wenn er sich dafür selbst bedauerte, so war das sein Problem.

8

Am Abend nach Alexandras Besuch bei den Shabatas setzte heftiger Regen ein. Frank blieb lange auf und las die Sonntagszeitungen. Einer von den Goulds ließ sich scheiden, und Frank empfand das als persönliche Beleidigung. Der wohlunterrichtete Redakteur sprach in seinem Artikel nicht nur von den Eheproblemen des jungen Mannes, sondern zeichnete auch ein recht farbiges Bild seiner

Laufbahn und informierte über die Höhe seines Einkommens und die Art und Weise, wie er es vermutlich ausgab. Frank konnte Englisch nur langsam lesen. Und je mehr er von dieser Scheidungsaffäre las, desto aufgebrachter wurde er. Zuletzt warf er das Blatt wutschnaubend hin. Er wandte sich an seinen Knecht, der die andere Hälfte der Zeitung las.

«Bei Gott! Wenn ich diesen jungen Lümmel auf dem Feld draußen zwischen die Finger bekäme, ich würd's ihm schon zeigen! Hör' dir bloß an, was er mit seinem Geld macht!» Und Frank las den ganzen Katalog der angeblichen Extravaganzen des jungen Mannes herunter.

Marie seufzte. Sie empfand es als Zumutung, daß die Goulds, für die sie nur Mitgefühl hatte, ihr soviel Ärger machten. Sie haßte es, diese Sonntagszeitungen im Hause zu haben. Dauernd las Frank vom Leben der Reichen und regte sich darüber auf. Er besaß einen unerschöpflichen Schatz von Geschichten über ihre Verbrechen und Torheiten: Wie sie die Gerichte bestachen, wie sie nach Belieben ihre Diener niederknallten, ohne dafür bestraft zu werden. Frank und Lou Bergson hatten hier vieles gemeinsam, und beide gehörten zu den politischen Aufrührern des Bezirks.

Der nächste Morgen brach klar und strahlend an, doch Frank sagte, der Boden sei zu naß zum Pflügen, nahm den Wagen und fuhr nach St. Agnes hinüber, um den Tag in Moses Marcels Lokal zu verbringen. Als er fort war, ging Marie auf die hintere Veranda und begann zu buttern. Ein frischer Wind war aufgekommen und trieb dicke weiße Wolken über den Himmel. Der Obstgarten glänzte und

wiegte sich in der Sonne. Marie stützte sich auf den Deckel des Butterfasses und sah versonnen zu ihm hinüber. Da traf ein heller Klang ihr Ohr, das heitere Dengeln einer Sense! Dieser Einladung konnte sie nicht widerstehen. Rasch lief sie ins Haus, zog einen kurzen Rock und ein paar von Franks Stiefeln an, ergriff ihren Zinkeimer und eilte in den Obstgarten, wo Emil schon bei der Arbeit war und mit kräftigen Strichen mähte. Als er sie kommen sah, hielt er inne und wischte sich die Stirn. Seine kniehohen Gamaschen aus hellem Segeltuch und seine Khakihosen waren bis ans Knie durchnäßt.

«Laß dich durch mich nicht stören, Emil. Ich will Kirschen pflücken. Ist es nicht herrlich nach dem Regen! Bin ich froh, daß hier endlich gemäht wird. Als ich letzte Nacht den Regen hörte, dachte ich, vielleicht würdest du ja heute kommen und das erledigen. Der Wind hat mich geweckt. Hat es nicht furchtbar gestürmt? Riech mal die wilden Rosen! Nach Regen duften sie immer besonders stark. Wir haben noch nie so viel gehabt wie in diesem Jahr. Das kommt wohl, weil der Sommer so feucht ist. Wirst du sie auch abmähen müssen?»

«Wenn ich das Gras mähen soll, muß ich's schon tun», neckte Emil. «Was ist mit dir, Marie? Warum bist du so zappelig?»

«Zappelig? Mag sein, daß das auch am Regen liegt. Es ist aufregend, wie alles so schnell wächst – und wenn einem das Gras gemäht wird. Bitte laß die Rosen bis zuletzt, wenn du sie schon abmähen mußt. Oh, ich meine nicht alle, nur die auf dem Platz da unten bei meinem Baum, wo so viele sind. Meine Güte, bist du naß! Schau dir

bloß die ganzen Spinnweben im Gras an! Wiedersehen! Ich rufe dich, wenn ich eine Schlange sehe.»

Sie tänzelte davon, und Emil schaute ihr nach. Im nächsten Augenblick hörte er die Kirschen munter in den Eimer fallen und schwang wieder so weit ausholend und gleichmäßig die Sense, wie Amerikaner es nur selten lernen. Marie pflückte einen glänzenden Zweig nach dem anderen leer und sang leise vor sich hin. Wenn Regentropfen ihr auf Kopf und Nacken sprühten, schüttelte sie sich. Langsam mähte Emil sich bis zu den Kirschbäumen hinunter.

In diesem Sommer hatte es so oft und zur rechten Zeit geregnet, daß Shabata und sein Knecht alle Hände voll zu tun hatten, um auch nur auf den Maisfeldern mit der Arbeit Schritt zu halten; der Obstgarten war eine vernachlässigte Wildnis. Alle Arten von Unkraut und Blumen wucherten dort: wilder Rittersporn in leuchtenden Farbflecken, die blaßgrünen Ähren des Andorns mit ihren kleinen weißen Blüten, Plantagen wilder Baumwolle und ein Gewirr von Fuchsschwanzgras und wildem Weizen. Südlich von den Aprikosenbäumen und angrenzend an das Weizenfeld stand Franks Luzerne, über deren purpurnen Blüten Myriaden weißer und gelber Schmetterlinge flatterten. Als Emil die tiefgelegene Stelle an der Hecke erreichte, saß Marie mit dem Eimer voller Kirschen unter dem weißen Maulbeerbaum und schaute auf das weite, unaufhörliche Wogen des Weizens.

Um sie nicht zu stören, mähte er schweigend um den Baum herum. «Emil», sagte sie plötzlich, «was für eine

Religion hatten eigentlich die Schweden, ehe sie Christen wurden?»

Emil unterbrach seine Arbeit und streckte sich. «Ich weiß nicht, vermutlich eine ähnliche wie die Deutschen.»

Marie fuhr fort, als hätte sie ihn nicht gehört: «Weißt du, die Böhmen waren Baumanbeter, bevor die Missionare kamen. Vater sagt, daß die Leute in den Bergen noch heute manchmal seltsame Dinge tun. Sie glauben nämlich, daß Bäume Glück oder Unglück bringen.»

Emil setzte eine überlegene Miene auf. «Tatsächlich? Welche Bäume bringen denn Glück? Das möchte ich wohl wissen.»

«Alle kenne ich nicht, ich weiß nur, daß die Linden dazu gehören. In den Bergen pflanzen die alten Leute Linden an, um den Wald zu reinigen und den Zauber der alten Bäume zu brechen, die angeblich noch aus der Heidenzeit stammen. Ich bin eine gute Katholikin, aber ich glaube, Bäume könnte ich lieben, wenn ich nichts anderes hätte.»

«Das wäre ein armseliges Dasein», meinte Emil, während er sich bückte, um sich die Hände am feuchten Gras abzuwischen.

«Warum? Ich empfinde nun einmal so. Ich liebe Bäume. Ich glaube, sie finden sich leichter mit ihrem Schicksal ab als andere Lebewesen. Ich habe das Gefühl, dieser Baum weiß alles, was ich je gedacht habe hier unter ihm. Zu ihm kann ich immer kommen, ich brauche ihn an nichts zu erinnern und kann einfach da weitermachen, wo ich aufgehört habe.»

Emil wußte nichts zu erwidern. Er griff in die Zweige

und pflückte die süßen, ein wenig fad schmeckenden Früchte – längliche, elfenbeinfarbene Beeren, blaßrosa getupft wie weiße Korallen, den ganzen Sommer über fielen sie unbeachtet zu Boden. Er streute ihr eine Handvoll in den Schoß.

«Magst du Mr. Linstrum?» fragte Marie plötzlich.

«Ja, du nicht?»

«O doch, sehr. Nur scheint er ein wenig steif und schulmeisterhaft zu sein. Aber er ist schließlich ja sogar noch älter als Frank. Ich glaube, ich möchte nicht älter als dreißig werden. Und du? Was meinst du, hat Alexandra ihn gern?»

«Ich glaube schon, sie sind ja alte Freunde.»

«Ach Emil, du weißt ganz gut, was ich meine.» Ungeduldig warf sie den Kopf zurück. «Ich meine, ob sie ihn wirklich mag? Jedesmal, wenn sie von ihm erzählt hat, habe ich mich hinterher gefragt, ob sie nicht ein bißchen in ihn verliebt ist.»

«Wer? Alexandra?» Emil lachte und steckte die Hände in die Hosentaschen. «Alexandra war noch nie verliebt, du Dummchen!» Er mußte wieder lachen. «Sie weiß gar nicht, was das ist. Schon der Gedanke!»

Marie zuckte die Schultern. «Ich glaube, du kennst Alexandra nicht ganz so gut, wie du dir einbildest. Denn wenn du Augen im Kopf hättest, würdest du sehen, daß sie ihn sehr gern hat. Es würde euch allen nur recht geschehen, wenn sie mit Carl auf und davon ginge. Ich mag ihn, weil er sie besser zu schätzen weiß als ihr.»

Emil runzelte die Stirn. «Was redest du da, Marie? Alexandra ist schon richtig. Wir beide sind immer gute

Freunde gewesen, was willst du mehr? Mit Carl unterhalte ich mich gern über New York und die Möglichkeiten, die man als junger Mann dort hat.»

«O Emil, du hast doch nicht etwa vor, dorthinzugehen?»

«Warum nicht? Irgendwohin muß ich doch gehen, oder . . .», er griff nach der Sense und stützte sich darauf, «wäre es dir vielleicht lieber, ich ginge in die Sandberge und lebte wie Ivar?»

Unter seinem nachdenklichen Blick senkte Marie die Augen. Sie sah auf seine nassen Gamaschen und sagte leise: «Ich weiß genau, Alexandra hofft, daß du hierbleibst.»

«Dann wird Alexandra enttäuscht werden», erwiderte er rauh. «Was hat es für einen Sinn, daß ich mich hier herumdrücke? Alexandra wird auf der Farm auch ohne mich fertig. Ich habe keine Lust, nur als Zuschauer dabeizustehen. Ich will etwas Eigenes unternehmen.»

«Das verstehe ich.» Marie seufzte. «Du hast so unendlich viele Möglichkeiten. Du brauchst dich nur zu entscheiden.»

«Und unendlich viele Möglichkeiten habe ich nicht», echote Emil sarkastisch. «Manchmal möchte ich überhaupt nichts tun, und manchmal möchte ich das ganze Hohe Land einfach an allen vier Enden packen und wie ein Tischtuch zusammenfalten.» Mit einer heftigen Armbewegung illustrierte er dieses Bedürfnis. «Ich habe es so satt, immer nur Männer und Pferde zu sehen, Männer und Pferde, feldauf und feldab!»

Marie blickte zu der herausfordernden Gestalt auf, und ihr Gesicht verdunkelte sich. «Ich wünschte, du wärst

nicht so heftig und regtest dich nicht gleich über alles so auf», sagte sie traurig.

«Danke», erwiderte er kurz.

Sie seufzte niedergeschlagen. «Was ich auch sage, ärgert dich. Oder nicht? Und früher warst du nie böse auf mich.»

Emil trat einen Schritt auf sie zu und blickte finster auf ihren gesenkten Kopf hinab. Er stand, als ob er sich verteidigen müßte, breitbeinig, die Hände zu Fäusten geballt und in die Seiten gestemmt, so daß die Muskeln auf den nackten Armen hervortraten. «Ich kann nicht mehr wie ein kleiner Junge mit dir spielen», sagte er langsam. «Darauf wirst du verzichten müssen, Marie. Zum Spielen mußt du dir schon einen anderen kleinen Jungen suchen.» Er unterbrach sich und holte tief Luft. Dann fuhr er leise, doch so heftig, daß es fast drohend klang, fort: «Manchmal scheinst du das auch zu begreifen; und manchmal wieder tust du, als wüßtest du von nichts; aber dadurch machst du es nicht besser. Das sind die Augenblicke, in denen ich das Hohe Land am liebsten zusammenfalten und verschwinden lassen möchte. Wenn du nicht verstehen *willst*, dann nimm dich in acht, ich könnte dich dazu bringen.»

Marie preßte die Hände aneinander und stand auf. Sie war sehr blaß geworden, ihre Augen glänzten vor Erregung und Kummer. «Aber Emil, wenn ich verstehen würde, dann wäre unsere schöne Zeit vorbei. Wir könnten nie mehr was Schönes zusammen machen. Dann müßten wir uns so benehmen wie Mr. Linstrum. Außerdem gibt es gar nichts zu verstehen!» Zornig stampfte sie mit ihrem klei-

nen Fuß auf. «Das geht vorüber. Es wird vorübergehen, und alles wird genauso sein wie früher. Ich wünschte, du wärst katholisch. Die Kirche hilft den Menschen, ganz bestimmt. Ich bete für dich, aber das ist nicht das gleiche, als wenn du selbst betest.»

Sie sprach hastig und inständig und blickte ihn flehend an. Emil stand trotzig da und starrte auf sie nieder.

«Ich kann nicht darum beten, daß meine Wünsche erfüllt werden», sagte er langsam. «Und ich werde auch nicht darum beten, daß sie nicht erfüllt werden, selbst wenn ich dafür verdammt werde!»

Marie wandte sich ab und rang die Hände. «O Emil, du willst es nicht einmal versuchen! Dann ist unsere schöne Zeit vorbei.»

«Ja. Vorbei. Ich erwarte keine mehr.» Er packte seine Sense und begann zu mähen. Marie nahm ihre Kirschen und ging langsam zum Haus, sie weinte bitterlich.

9

An einem Sonntagnachmittag, vier Wochen nach seiner Ankunft, ritt Carl Linstrum mit Emil zur französischen Siedlung hinauf, um einen katholischen Kirchenbasar zu besuchen. Er saß fast den ganzen Nachmittag im Kellergewölbe der Kirche, wo der Basar stattfand, und unterhielt sich mit Marie Shabata oder schlenderte über die mit Kies bestreute Terrasse, die am Hang vor dem Kellerportal aufgeschüttet worden war und auf der sich die jungen Franzosen mit Hochsprung, Ringen und Diskuswerfen

vergnügten. Manche der Jungen trugen weiße Baseballanzüge, sie kamen gerade von einem sonntäglichen Übungsspiel auf den Ballplätzen. Amédée, der junge Ehemann und Emils bester Freund, war ihr Werfer und in der ganzen Gegend für seinen kräftigen Arm und seine Taktik berühmt. Amédée war recht klein, ein Jahr jünger als Emil und wirkte viel jungenhafter: Er war auffallend geschmeidig, behende und zierlich und hatte eine glatte, gebräunte Haut und blendend weiße Zähne. In vierzehn Tagen sollte die Mannschaft von St. Agnes gegen die von Hastings spielen, und Amédées Kameraden setzten ihre ganze Hoffnung auf seine Blitzbälle. Der kleine Franzose schien seinen Bällen alle Kraft, die er besaß, mit auf den Weg zu geben.

«Die Universitätsmannschaft hätte dich ganz bestimmt zum Werfer ernannt, Médée», meinte Emil, während sie von den Ballplätzen zum Kirchhügel zurückgingen. «Du hast dich seit dem Frühjahr schon wieder verbessert.»

Amédée grinste. «Klar! Ein verheirateter Mann behält halt klaren Kopf.» Er schlug dem neben ihm gehenden Emil auf die Schulter. «Du solltest heiraten, Emil, und zwar so schnell wie möglich. Ich sage dir, es ist die großartigste Sache der Welt.»

Emil lachte. «Wie soll ich denn heiraten ohne eine Frau?»

Amédée nahm seinen Arm. «Pah! Es gibt doch Mädchen genug, die dich nehmen würden. Du solltest dir irgendeine nette kleine Französin suchen, bei der würdest du es gut haben und immer vergnügt sein. Zum Beispiel» – er zählte an den Fingern auf – «Sévérine oder Alphon-

sine, oder Joséphine, oder Hectorine, oder Louise, oder Malvina. Ich könnte mich in jede verlieben. Warum machst du dich nicht an sie heran? Bist du hochmütig, oder was fehlt dir? Mir ist bis jetzt noch kein Zweiundzwanzigjähriger begegnet, der kein Mädchen hatte. Oder willst du am Ende Priester werden? Das wäre nichts für mich!» Amédée warf sich in die Brust. «Ich setze viele gute Katholiken in diese Welt, hoffe ich, das ist meine Art, der Kirche zu dienen.»

Emil sah auf ihn herab und klopfte ihm auf die Schulter. «Blas dich nicht auf, Médée! Ihr Franzosen gebt gerne an.»

Aber Amédée, in der Begeisterung des Neuvermählten, war nicht so leicht abzuschütteln. «Offen und ehrlich, Emil, magst du denn wirklich *gar kein* Mädchen? Gibt es vielleicht irgendeine junge Dame in Lincoln, eine hochwohlgeborene?» Amédée bewegte träge die Hand, so als fächle er sich wie eine kalte Schöne. «Hast du da vielleicht dein Herz verloren? Sag doch!»

«Mag sein», sagte Emil.

Doch Amédée fand im Gesicht seines Freundes kein Anzeichen für ein Erröten. «Ach du!» rief er entrüstet aus. «Ich werde den französischen Mädchen sagen, sie sollen sich vor dir in acht nehmen. Du hast einen Stein da drinnen!» Er klopfte Emil auf die Brust.

Als sie die Terrasse neben der Kirche erreichten, forderte Amédée, angeregt von seinem Erfolg auf dem Ballplatz, Emil zum Wettspringen auf, obwohl er wußte, daß er verlieren würde. Sie schnallten die Gürtel enger, und Raoul Marcel – der Tenor des Kirchenchors und Liebling von Pater Duchesne – und Jean Bordelau hielten ihnen die

Schnur. Die französischen Jungen standen um sie herum, jedesmal, wenn Emil oder Amédée sprangen, feuerten sie sie an und machten ihre Bewegungen mit, als wollten sie ihnen über die Schnur helfen. Bei einsfünfundsechzig hörte Emil auf und erklärte, es würde ihm den Appetit fürs Abendessen verderben, wenn er weitermachte.

Angélique, Amédées hübsche junge Frau, blond und strahlend wie ihr Name, hatte dem Wettkampf zugesehen und sagte nun mit einer herausfordernden Kopfbewegung zu Emil: «Médée würde viel höher springen als du, wenn er deine Größe hätte. Und überhaupt, er springt viel eleganter. Er fliegt wie ein Vogel, während du dich ganz krumm machst.»

«So, tue ich das?» Emil packte sie und schloß ihr den frechen Mund mit einem Kuß. Sie lachte, strampelte und kreischte, «Médée, Médée!»

«Da siehst du's, dein Médée ist nicht einmal groß genug, dich zurückzuholen. Ich könnte jetzt auf der Stelle mit dir durchbrennen, und ihm bliebe nichts übrig als dazusitzen und zu weinen. Ich werd's dir schon zeigen, ob ich krumm bin.» Er hob Angélique auf und lief lachend und keuchend immer wieder mit ihr um die Terrasse. Erst als er Maries Tigeraugen aus dem Dunkel des Kellerportals hervorfunkeln sah, gab er die zerzauste junge Frau ihrem Gatten zurück. «So, nun geh zu deinem eleganten Herrn, ich bringe es nicht übers Herz, dich ihm zu rauben.»

Angélique hängte sich bei ihrem Mann ein und schnitt Emil über Amédées Schulter in dem weißen Baseballhemd hinweg Gesichter. Sie betrachtete Amédée ganz

offensichtlich als ihren Besitz, und der fügte sich willig darein. Emil fand das höchst amüsant. Er freute sich über das Glück seines Freundes. Der Anblick dieser strahlenden, unkomplizierten und glücklichen Liebe machte ihn froh, und er dachte gern daran.

Schon als zwölfjährige Jungen waren er und Amédée zusammen ausgeritten, hatten sich gebalgt und Streiche ausgeheckt. An Sonntagen und in den Ferien waren sie stets unzertrennlich gewesen. Es schien ihm seltsam, daß er das, worauf Amédée so stolz war, verbergen mußte, daß das gleiche Gefühl dem einen soviel Glück, dem anderen nur Verzweiflung brachte. Wenn Alexandra im Frühling das Saatgut prüfte, war es ähnlich, grübelte er. Zwei Ähren waren nebeneinander gewachsen, und die Körner der einen strebten fröhlich und zukunftsverheißend ans Licht, während die Körner der anderen unbewegt in der Erde lagen und verfaulten; und niemand wußte warum.

10

Während Emil und Carl sich auf dem Basar vergnügten, saß Alexandra zu Hause über ihren Geschäftsbüchern, die sie in der letzten Zeit vernachlässigt hatte. Sie war mit der Abrechnung fast fertig, als sie einen Wagen am Tor vorfahren hörte. Sie schaute aus dem Fenster und sah ihre beiden älteren Brüder. Es schien, als hätten sie sie seit Carl Linstrums Ankunft, die auf den Tag vier Wochen zurücklag, gemieden, und sie eilte zur Haustür, um sie zu begrüßen. Sie merkte sofort, daß ihr Kommen einen bestimm-

ten Zweck hatte. Steif und förmlich folgten sie ihr ins Wohnzimmer. Oscar setzte sich, doch Lou ging zum Fenster hinüber und blieb dort stehen, die Hände auf dem Rücken.

«Du bist allein?» fragte er mit einem Blick zur Tür, die in das Besuchszimmer führte.

«Ja. Carl und Emil sind zum katholischen Basar gefahren.»

Einige Augenblicke herrschte Schweigen.

Dann fragte Lou bissig: «Wann beabsichtigt er eigentlich wieder abzureisen?»

«Ich weiß nicht, Lou. Nicht so bald, hoffe ich», antwortete Alexandra mit der Ruhe und Gelassenheit, die ihre Brüder schon oft geärgert hatte. Sie glaubten, sie wollte sich ihnen gegenüber aufspielen.

Oscar fuhr grimmig auf. «Wir halten es für unsere Pflicht, dir mitzuteilen, daß die Leute schon anfangen zu reden», sagte er bedeutungsvoll.

Alexandra sah ihn an. «Worüber?»

Oscar hielt ihrem Blick stand. «Über dich. Daß du ihn so lange hierbehältst. Es wirft ein schlechtes Licht auf ihn, daß er sich auf diese Weise an eine Frau hängt. Die Leute denken, daß du auf ihn hereinfällst.»

Alexandra schlug nachdrücklich ihr Buch zu. «Jungs», sagte sie ernst, «darüber wollen wir lieber nicht weiterreden, das würde zu nichts führen. In dieser Sache wünsche und brauche ich euren Rat nicht. Ich weiß, daß ihr es gut meint, aber hier fühlt euch bitte nicht verantwortlich. Wenn wir dieses Gespräch fortsetzen, gibt es nur Streit.»

Mit einem Ruck drehte Lou sich vom Fenster weg. «Du

solltest auch ein wenig an deine Familie denken. Du machst uns alle lächerlich.»

«Wie das?»

«Die Leute sagen, daß du den Kerl heiraten willst.»

«Nun, und? Was ist daran lächerlich?»

Lou und Oscar tauschten einen vielsagenden Blick. «Alexandra! Siehst du denn nicht, daß er nur ein Landstreicher und hinter deinem Geld her ist? Er will versorgt sein, sonst gar nichts.»

«Gut, und angenommen, ich will für ihn sorgen? Wen außer mir geht das etwas an?»

«Begreifst du nicht, daß er damit deinen Besitz in die Hand bekäme?»

«Er bekäme das, was ich ihm zu geben wünschte, gewiß.»

Oscar fuhr jäh hoch, und Lou raufte sich die Haare.

«Ihm geben?» schrie Lou. «Unseren Besitz? Unsere Heimstätte?»

«An die Heimstätte habe ich dabei nicht gedacht», sagte Alexandra ruhig. «Ich weiß, daß du und Oscar immer damit gerechnet habt, daß ich sie einmal euren Kindern hinterlasse, obwohl ich nicht weiß, ob ihr Anspruch darauf habt. Aber mit meinem übrigen Grundbesitz werde ich genau das tun, was ich will, Jungs.»

«Dein übriger Grundbesitz!» rief Lou in wachsender Erregung. «Ist denn die Heimstätte nicht die Grundlage des gesamten Grundbesitzes? Er wurde von dem Geld gekauft, das auf die Heimstätte aufgenommen wurde, und Oscar und ich haben uns fast zu Tode geschuftet, um die Zinsen zahlen zu können.»

«Ja. Ihr habt die Zinsen bezahlt. Aber bei eurer Heirat wurde das Land aufgeteilt, und ihr wart zufrieden. Ich habe mehr aus meinen Farmen gemacht, seit ich allein bin, als früher, wo wir gemeinsam arbeiteten.»

«Aber alles, was du hast, kommt aus dem Land, für das wir Jungs gearbeitet haben, stimmt's? Die Farmen mit allem, was sie einbringen, gehören uns als einer Familie.»

Alexandra machte eine ungeduldige Handbewegung. «Komm, Lou! Bleib bei den Tatsachen. Du redest Unsinn! Geh zum Bezirksschreiber und frag ihn, wem mein Grundbesitz gehört und ob meine Ansprüche darauf rechtmäßig sind.»

Lou wandte sich an seinen Bruder und sagte bitter: «Das kommt davon, wenn man einer Frau gestattet, sich in Geschäfte einzumischen. Wir hätten schon vor Jahren alles in die Hand nehmen sollen. Aber das Wirtschaften machte ihr Spaß, und wir haben ihr nachgegeben. Wir haben dich für vernünftiger gehalten, Alexandra, und hätten nie gedacht, daß du etwas Dummes tun würdest.»

Alexandra klopfte ungeduldig auf den Schreibtisch. «Jetzt hör mal, Lou. Rede nicht solchen Unsinn. Du sagst, ihr hättet schon vor Jahren alles in die Hand nehmen sollen. Vermutlich meinst du, ehe ihr geheiratet habt. Aber wie hättet ihr da etwas in die Hand nehmen können, was noch gar nicht da war. Den größten Teil meines jetzigen Besitzes habe ich erst nach der Teilung erworben. Ich allein habe ihn erarbeitet, und ihr habt nichts damit zu schaffen.»

Oscar erklärte laut und gewichtig: «Ein Familienbesitz gehört immer den Männern der Familie, egal wie die

Rechtslage ist. Wenn etwas schiefgeht, tragen die Männer ja auch die Verantwortung.»

«Ja, natürlich», fiel Lou ein, «das weiß doch jeder. Oscar und ich sind immer großzügig gewesen und haben uns nie eingemischt. Wir hatten nichts dagegen, daß du dich als Besitzerin fühltest und den Gewinn für dich buchtest, aber du hast kein Recht, Land zu verschenken. Mit unserer Arbeit auf den Feldern ist das erste Stück Land, das du gekauft hast, bezahlt worden, und jeder Gewinn, der daraus entstanden ist, muß in der Familie bleiben.»

Oscar, der an seinem einzigen Argument festhielt, bestärkte seinen Bruder. «Der Besitz einer Familie gehört den Männern der Familie, weil sie dafür verantwortlich sind und die Arbeit tun.»

Alexandra blickte voll Entrüstung vom einen zum anderen. Bis zu diesem Augenblick war sie nur ungeduldig gewesen, doch jetzt wurde sie ärgerlich. «Und *meine* Arbeit?» fragte sie mit bebender Stimme.

Lou betrachtete den Teppich. «Alexandra, sie ging dir leicht von der Hand. Wir haben das natürlich auch nicht anders gewollt. Du hast immer gern gewirtschaftet, und wir haben dir deinen Willen gelassen. Wir sind uns auch darüber klar, daß du uns eine große Hilfe warst. In der ganzen Gegend gibt es keine Frau, die so viel von Geschäften versteht wie du. Darauf waren wir auch immer stolz und bewunderten deine Klugheit. Aber die eigentliche Arbeit haben wir gemacht. Guter Rat ist ganz schön, aber er holt das Unkraut nicht aus dem Getreide.»

«Das vielleicht nicht. Aber manchmal bringt er die

Ernte ein und sorgt dafür, daß es noch Felder gibt, die man bestellen kann», entgegnete Alexandra trocken. «Ich kann mich noch gut erinnern, Lou, wie ihr beide, du und Oscar, die Heimstätte mitsamt allen Verbesserungen für zweitausend Dollar an den alten Pastor Ericson verkaufen wolltet. Wäre ich damit einverstanden gewesen, dann wärt ihr an den Fluß hinuntergezogen und hättet euch für den Rest eures Lebens als arme Farmer abgerackert. Als ich zum erstenmal Luzerne säte, wart ihr beide dagegen, nur weil ein junger Mann, der auf der Universität studiert hatte, mir den Rat gegeben hatte. Damals sagtet ihr, er hätte mich nur zum besten halten wollen, und alle Nachbarn dachten es auch. Heute wißt ihr ebensogut wie ich, daß die Luzerne dieses Land gerettet hat. Ihr alle habt mich ausgelacht, als ich meinte, der Boden sei reif für Weizen, und erst nach drei großen Ernten hörten die Nachbarn auf, sämtliche Felder mit Mais zu bestellen. Und ich erinnere mich, daß du bei der ersten großen Weizensaat sogar geweint hast, Lou, weil du meintest, alle Leute würden uns auslachen.»

Lou wandte sich an Oscar. «Typisch Frau. Sie sagt einem, man soll säen, und glaubt, sie hat die ganze Arbeit gemacht. Wenn Frauen sich in Geschäfte einmischen, werden sie eingebildet. So wie du Emil verhätschelst, Alexandra, solltest du uns besser nicht daran erinnern, wie hart du früher zu uns gewesen bist.»

«Hart zu euch? Ich wollte nie hart sein. Die Verhältnisse waren es. Es kann sein, daß ich unter anderen Umständen auch nicht sehr weich gewesen wäre, aber eines ist sicher, ich bin nicht aus freier Wahl das Mädchen geworden, das

ich war. Selbst ein Weinstock, der immer und immer wieder beschnitten wird, wird hart wie ein Baum.»

Lou fühlte, daß sie vom Kern der Sache abkämen und daß er durch Alexandras Abschweifungen am Ende schwach werden könnte. Er wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn. «Wir haben ja nie an dir gezweifelt, Alexandra. Wir fanden alles, was du tatest, gut und ließen dir in allem deinen Willen. Aber du kannst nicht von uns erwarten, daß wir wortlos dasitzen und zusehen, wie ein hergelaufener Nichtstuer dich um unser Hab und Gut betrügt und obendrein noch lächerlich macht.»

Oscar stand auf. «Ja», fiel er ein, «alle Welt lacht darüber, daß du dich so einfangen läßt, noch dazu in deinem Alter. Jeder weiß doch, daß er fast fünf Jahre jünger ist als du und nur hinter deinem Geld her ist. Mein Gott, Alexandra, du bist vierzig!»

«All das geht nur Carl und mich etwas an. Fahrt doch in die Stadt und fragt eure Anwälte, wie ihr mich daran hindern könnt, über meinen eigenen Besitz zu verfügen. Und ich rate euch, sehr genau hinzuhören; denn nur auf dem Rechtsweg werdet ihr in Zukunft Druck auf mich ausüben können.» Alexandra stand auf. «Ich gäbe viel darum, hätte ich die heutige Erfahrung nicht machen müssen», sagte sie ruhig und schloß ihren Schreibtisch.

Lou und Oscar sahen sich fragend an. Es blieb ihnen wohl nichts anderes übrig als zu gehen. Und sie gingen.

«Man kann mit Frauen keine Geschäfte machen», erklärte Oscar gewichtig, als er in den Wagen kletterte,

«aber jedenfalls haben wir endlich gesagt, was gesagt werden mußte.»

Lou kratzte sich am Kopf. «Gespräche dieser Art könnten uns verdammt teuer zu stehen kommen, weißt du. Aber sie wird schon vernünftig sein. Das von ihrem Alter hättest du aber lieber nicht sagen sollen, Oscar. Ich fürchte, es hat sie verletzt. Und sie gegen uns aufzubringen wäre das Verkehrteste, was wir jetzt tun könnten. Sie bringt es fertig und heiratet ihn, bloß um es uns zu zeigen.»

«Ich wollte damit ja nur sagen, daß sie alt genug ist, es besser zu wissen», verteidigte sich Oscar. «Und das ist sie auch. Wenn sie heiraten wollte, dann hätte sie es schon längst tun sollen, anstatt sich jetzt damit lächerlich zu machen.»

Aber Lou blickte besorgt drein. «Natürlich ist Alexandra nicht wie das übrige Weibervolk», meinte er ebenso hoffnungsvoll wie unlogisch. «Vielleicht ist sie ja doch nicht ärgerlich. Vielleicht macht sie sich gar nichts daraus, daß sie vierzig ist.»

11

An diesem Abend kam Emil gegen halb acht nach Hause. Am Windrad begegnete er dem alten Ivar, der ihm das Pferd abnahm, er selbst ging gleich ins Haus. Er rief nach seiner Schwester. Sie antwortete ihm aus ihrem Schlafzimmer, das hinter dem Wohnzimmer lag, und sagte, sie habe sich hingelegt.

Emil ging zu ihrer Tür.

«Kann ich einen Augenblick hereinkommen?» fragte

er. «Ich möchte etwas mit dir besprechen, ehe Carl kommt.»

Alexandra stand schnell auf und kam an die Tür. «Wo ist Carl?»

«Wir haben Lou und Oscar getroffen. Sie wollten mit ihm sprechen, und er ist mit ihnen zu Oscar hinübergeritten. Kommst du jetzt?» fragte er ungeduldig.

«Ja, setz dich schon mal. Ich bin gleich angezogen.»

Alexandra schloß die Tür. Emil ließ sich auf das alte verschlissene Sofa sinken und stützte den Kopf in die Hände. Als seine Schwester ins Zimmer trat, blickte er auf und wußte nicht, wie lange er gewartet hatte, und war überrascht, daß es im Zimmer inzwischen recht dunkel geworden war. Um so besser, es würde sich leichter reden lassen, wenn der bedächtige Blick dieser klaren Augen, die in mancher Hinsicht so scharf waren und in anderer so blind, nicht auf ihm ruhte. Auch Alexandra war froh über das Dämmerlicht, ihr Gesicht war vom Weinen geschwollen.

Emil sprang auf und setzte sich wieder. «Alexandra», sagte er langsam mit seinem tiefen jungen Bariton, «ich möchte diesen Herbst noch nicht an die juristische Fakultät gehen, laß mich das noch ein Jahr aufschieben. Ich möchte ein Jahr ganz frei sein und mich in der Welt umschauen. Man stürzt sich schrecklich leicht in einen Beruf, der einem dann doch nicht liegt, und später ist es schrecklich schwer, ihn wieder aufzugeben. Ich habe gerade mit Linstrum darüber gesprochen.»

«Gut, Emil. Nur schau dich bitte nicht nach neuem Land um.» Sie trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die

Schulter. «Eigentlich hatte ich ja gehofft, daß du diesen Winter bei mir bleiben würdest.»

«Das ist es, was ich gerade *nicht* möchte, Alexandra. Ich bin so ruhelos. Ich möchte in eine andere Umgebung. Ich möchte nach Mexico City, zu einem Studienfreund, der dort in der Leitung eines Elektrizitätswerks arbeitet. Er schrieb, daß er mir einen Posten verschaffen könnte, wo ich gerade genug verdienen würde, um davon zu leben. Ich könnte mich dann weiter umschauen und sehen, was mir liegt. Gleich nach der Ernte möchte ich fahren. Ich nehme an, Oscar und Lou werden dagegen sein.»

«Wahrscheinlich.» Alexandra setzte sich neben ihn auf das Sofa. «Sie sind sehr böse auf mich, Emil. Wir haben uns gestritten. Sie werden nicht mehr hierherkommen.»

Emil hörte kaum, was sie sagte. Er bemerkte auch nicht, wie traurig ihre Stimme klang. Er dachte an das freie, ungebundene Leben, das in Mexiko auf ihn wartete.

«Worüber?» fragte er abwesend.

«Über Carl Linstrum. Sie haben Angst, daß ich ihn heirate und daß ihnen dadurch ein Teil meines Besitzes entgeht.»

Emil zuckte die Schultern. «Was für ein Blödsinn», murmelte er. «Sieht ihnen ähnlich.»

Alexandra fuhr zusammen. «Blödsinn? Wieso Blödsinn?»

«Nun, weil du doch nie daran gedacht hast. Oder? Sie müssen immer etwas haben, worüber sie sich aufregen können.»

«Emil», sagte seine Schwester langsam. «Man sollte

nichts für selbstverständlich halten. Glaubst du denn auch, ich hätte kein Recht, mein Leben zu ändern?»

Emil betrachtete im Dämmerlicht die Silhouette seiner Schwester. Sie saßen dicht beieinander, und er hatte das Gefühl, sie könnte seine Gedanken hören. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann etwas verlegen: «Wieso? Nein, gewiß nicht. Du solltest tun, was du für richtig hältst. Ich werde immer zu dir halten.»

«Aber du fändest es auch ein bißchen lächerlich, wenn ich Carl heiratete?»

Emil wurde nervös. Diese Sache erschien ihm zu abwegig, als daß sie einer Erörterung bedurfte. «Nein, wieso? Aber es würde mich überraschen, wenn du es wolltest. Ich könnte auch nicht einsehen, warum. Doch das geht mich nichts an. Tu nur immer, was du willst. Und du brauchst dich auch nicht um das zu kümmern, was die Jungs sagen.»

Alexandra seufzte. «Ich hatte gehofft, du würdest mich wenigstens ein bißchen verstehen. Aber das ist wohl zu viel verlangt. Mein Leben ist sehr einsam gewesen, Emil. Außer Marie ist Carl der einzige Freund, den ich je hatte.»

Jetzt war Emil wach. Im letzten Satz war ein Name gefallen, der ihn aufmerken ließ. Verlegen suchte er die Hand seiner Schwester. «Du solltest das tun, was du tun möchtest. Carl ist ein netter Kerl, wir beide würden immer gut miteinander auskommen. Ich glaube nichts von dem, was die Jungs von ihm sagen, wirklich nicht. Sie trauen ihm nicht, weil er intelligent ist. Du kennst sie ja. Auch gegen mich haben sie etwas, seit du mich auf die Universität geschickt hast, und versuchen dauernd, mich zu duk-

ken. Ich an deiner Stelle würde einfach nicht auf sie hören. Da gibt's keinen Grund, sich aufzuregen. Carl ist vernünftig genug. Er wird auf ihr Gerede nichts geben.»

«Ich weiß nicht. Wenn sie so mit ihm reden wie mit mir, wird er, glaube ich, fortgehen.»

Emil wurde es immer unbehaglicher zumute. «Glaubst du? Nun, Marie meinte, es würde uns allen ganz recht geschehen, wenn du mit ihm auf und davon gingst.»

«Sagte sie das? Gesegnet sei ihr gutes Herz! *Sie* würde es tun.» Alexandras Stimme brach.

Emil fing an, seine Gamaschen aufzuschnüren. «Warum sprichst du nicht mit ihr darüber? Da kommt Carl, ich höre sein Pferd. Ich gehe wohl besser hinauf und ziehe mir die Stiefel aus. Nein, ich möchte kein Abendbrot. Wir haben schon um fünf auf dem Basar zu Abend gegessen.»

Emil war froh, zu entkommen und in sein Zimmer gehen zu können. Er schämte sich ein bißchen für seine Schwester, obwohl er versucht hatte, es nicht zu zeigen. Er fand ihr Vorhaben doch eher peinlich, und irgendwie erschien sie ihm auch lächerlich. Es gab auch ohne Leute, die glaubten, mit Vierzig noch heiraten zu müssen, genügend Ärger auf der Welt, dachte er, als er sich aufs Bett warf. In der Dunkelheit und Stille blieben seine Gedanken jedoch nicht lange bei Alexandra. Alle Bilder verwischten sich, bis auf eins. Er hatte Marie am Nachmittag in der Menge gesehen! Sie verkaufte beim Basar Süßigkeiten. *Warum* nur war sie mit Frank Shabata davongelaufen? Und wie war es möglich, daß sie immer noch lachte und arbeitete und sich für alles interessierte? War-

um hatte sie so viele Menschen gern, und warum freute es sie, wenn all die jungen Franzosen und Böhmen, ja, sogar der Priester selbst sich um ihren Stand drängten? Warum sah sie außer ihm überhaupt jemanden an? Warum fand er in den zärtlichen Augen nie, niemals das, was er suchte?

Dann begann er sich auszumalen, wie es wäre, wenn er ihr einmal in die Augen schaute und es darin fände, und wie es sein würde, wenn sie ihn liebte – sie, die, wie Alexandra sagte, ihr ganzes Herz verschenken konnte. Stundenlang konnte er wie in Trance diesem Traum nachhängen. Seine Seele verließ ihn und wanderte über die Felder zu Marie Shabata.

Auf den Universitätsbällen hatten die Mädchen oft verwundert den hochgewachsenen, schönen jungen Schweden betrachtet, der mit verschränkten Armen an der Wand lehnte und stirnrunzelnd bald zur Decke, bald zu Boden starrte. Alle Mädchen hatten ein bißchen Angst vor ihm. Er sah vornehm aus und machte nur selten einen Spaß. Sie spürten, wie leidenschaftlich und grüblerisch er veranlagt war. Es war etwas Seltsames an ihm. Emils Verbindung war ziemlich stolz auf die Bälle, die sie veranstaltete, und manchmal tat auch er seine Pflicht und tanzte jeden Tanz. Aber ob er nun tanzte oder gedankenverloren in der Ecke stand, immer dachte er an Marie Shabata. Seit zwei Jahren gärte diese Leidenschaft in ihm.

12

Carl betrat das Wohnzimmer, als Alexandra gerade die Lampe anzündete. Über den Schirm hinweg blickte sie zu ihm auf. Seine spitzen Schultern waren vornüber geneigt, so als sei er sehr müde. Er war blaß, und unter den dunklen Augen lagen bläuliche Schatten. Sein Zorn war verraucht, und er fühlte sich nur noch zerschlagen und angeekelt.

«Du warst bei Lou und Oscar?» fragte Alexandra.

«Ja.» Er wich ihrem Blick aus.

Alexandra holte tief Luft. «Und jetzt gehst du fort. Ich habe es mir gedacht.»

Carl warf sich in einen Sessel und strich sich mit seiner weißen, nervösen Hand die dunkle Locke aus der Stirn. «Deine Lage ist wirklich hoffnungslos, Alexandra!» rief er erregt. «Es ist wohl Schicksal, daß du es immer nur mit recht armseligen Männern zu tun hast. Und ich bin auch nicht besser als die anderen. Ich bin sogar so armselig, daß ich selbst den Vorwürfen von Männern wie Lou und Oscar nicht die Stirn bieten kann. Ja, ich gehe fort. Morgen schon. Und ich kann dich nicht einmal bitten, auf mich zu warten. Nicht, bevor ich nicht etwas vorzuweisen habe. Ich dachte, ich könnte es vielleicht, aber ich sehe, ich kann es nicht.»

«Was hilft es einem Menschen, wenn man ihm Dinge anbietet, die er nicht braucht?» fragte Alexandra traurig. «Ich brauche kein Geld. Aber dich brauche ich, schon seit vielen Jahren. Ich frage mich, warum es mir vergönnt war, zu Wohlstand zu kommen, wenn es nur dazu führt, daß ich meine Freunde verliere.»

«Ich mache mir nichts vor», sagte Carl offen. «Ich weiß, daß ich um meinetwillen gehe. Ich muß tun, was zu tun ist. Ich muß mir selbst etwas vorweisen können. Um das annehmen zu können, was du mir bietest, müßte ich entweder ein sehr großer oder aber ein sehr kleiner Mann sein. Ich bin nur Mittelmaß.»

Alexandra seufzte. «Ich habe das Gefühl, wenn du fortgehst, wirst du nicht wiederkommen. Einem von uns oder uns beiden wird etwas zustoßen. In dieser Welt muß man das Gute festhalten, wenn es sich bietet. Es ist immer leichter zu verlieren als zu finden. Was ich habe, gehört dir, wenn du mich gern genug hast, es anzunehmen.»

Carl stand auf und betrachtete das Bild von John Bergson. «Aber ich kann nicht, Liebe. Ich kann es nicht. Gleich morgen werde ich nach Norden fahren, und statt den ganzen Winter in Kalifornien zu vertrödeln, werde ich mich in die Verhältnisse dort oben einleben. Keinen Tag will ich mehr verlieren. Hab Geduld mit mir, Alexandra. Gib mir ein Jahr!»

«Wie du willst», sagte Alexandra müde. «Es kommt alles auf einmal. An einem einzigen Tag verliere ich alles. Und ich weiß nicht, warum. Auch Emil geht fort.» Carl betrachtete noch immer John Bergsons Gesicht, und Bergsons Blick folgte dem seinen. «Ja», meinte sie, «wenn er hätte voraussehen können, was die Aufgabe, die er mir anvertraute, mit sich bringen würde, dann täte es ihm wohl leid. Ich hoffe, daß er mich in diesem Augenblick nicht sieht. Ich hoffe, daß er bei seinen Vätern ist und daß ihn keine Nachrichten aus der Neuen Welt erreichen.»

DRITTER TEIL

Winterliches Zwischenspiel

1

Und wieder ist der Winter über das Hohe Land gekommen, die Jahreszeit, in der die Natur sich erholt, in der sie zwischen der Fruchtbarkeit des Herbstes und dem Drängen des Frühlings in Schlaf versinkt. Die Vögel sind fortgezogen. Im langen Gras rührt sich kein Leben mehr. Die Präriehunde bleiben in ihrem Bau. Die Kaninchen hasten auf der verzweifelten Suche nach angefrorenen Kohlstrünken zitternd von einem vereisten Beet zum andern. Die Kojoten streifen nachts heulend vor Hunger durch die winterliche Einöde. Das bunte Muster der Felder ist verschwunden. Weiden, Stoppelfelder, Straßen, der Himmel – sie alle zeigen das gleiche bleierne Grau. Die Hecken und Bäume heben sich kaum vom nackten Erdboden ab, auch sie sind schiefergrau geworden. Der Boden ist so hart gefroren, daß ein Gang über die Straßen oder die gepflügten Felder den Füßen weh tut. Das Land scheint aus Eisen zu sein, und seine Starre und Melancholie legen sich aufs Gemüt. Man könnte fast meinen, in dieser toten Landschaft seien alle Keime des Lebens und der Fruchtbarkeit für immer erloschen.

Alexandra hat ihr altes Leben wieder aufgenommen. Allwöchentlich treffen Briefe von Emil ein. Lou und Oscar

hat sie nicht gesehen, seit Carl fort ist. Um peinliche Begegnungen in Gegenwart neugieriger Zuschauer zu vermeiden, besucht sie jetzt nicht mehr die norwegische Kirche, sondern fährt zur Reformierten Kirche nach Hanover oder begleitet Marie Shabata zur katholischen Kirche, die hier die französische genannt wird. Weder von Carl noch von dem Zerwürfnis mit ihren Brüdern hat sie Marie etwas erzählt. Sie ist nie sehr mitteilsam in ihren eigenen Angelegenheiten gewesen, und wenn es ihr auf der Zunge lag, davon zu sprechen, sagte ihr ein Gefühl, daß Marie und sie sich in diesen Dingen nicht verstehen würden.

Die alte Mrs. Lee hatte befürchtet, daß Alexandra sie wegen des Streits in der Familie nicht wie alljährlich einladen würde. Doch am ersten Dezember gab Alexandra Annie telefonisch Bescheid, daß Ivar am nächsten Tag ihre Mutter abholen würde, und am zweiten Dezember erschien die alte Dame mitsamt ihrem Gepäck. Seit zwölf Jahren hatte Mrs. Lee Alexandras Wohnzimmer immer mit dem gleichen Ausruf betreten: «Jetzt wird's grad so wie in alten Zeiten!» Sie genoß die Freiheit, die Alexandra ihr ließ, und freute sich, daß sie den ganzen Tag ihre eigene Sprache hörte. Hier durfte sie auch ihre Nachthaube tragen und bei geschlossenen Fenstern schlafen und Ivar zuhören, wenn er aus der Bibel vorlas. Und hier konnte sie draußen in den Stallungen in einem Paar von Emils alten Stiefeln herumlaufen. Sie war krumm und gebeugt, dabei aber flink wie ein Erdhörnchen. Ihr Gesicht war braun, als sei es gebeizt, und voller Runzeln, wie die Hände einer Waschfrau. Vorn in ihrem Mund

waren noch drei komische alte Zähne stehengeblieben, und wenn sie lachte, wirkte sie sehr verschmitzt, so als wolle sie sagen: Das Leben ist gar nicht so schlecht, man muß es nur richtig anfangen. Während Alexandra und sie zusammensaßen und flickten, stopften und nähten, erzählte sie unaufhörlich Geschichten, die sie in einem schwedischen Familienblatt gelesen hatte, und ließ dabei nicht die kleinste Einzelheit aus. Oder sie erzählte von ihrem Leben auf einer Meierei in Gotland, wo sie als junges Mädchen gewesen war. Manchmal verwechselte sie die wahren Geschichten mit den gedruckten; es lag ja alles so weit zurück. Vor dem Schlafengehen trank sie gern einen kleinen Brandy mit heißem Wasser und Zucker, den Alexandra immer für sie bereit hatte. «Das gibt gute Träume!» pflegte sie augenzwinkernd zu behaupten.

Als Mrs. Lee eine Woche bei Alexandra gewesen war, rief Marie Shabata eines Morgens an, um ihr zu sagen, daß Frank den ganzen Tag in der Stadt sei und sie sich freuen würde, wenn sie am Nachmittag zum Kaffee kämen. Mrs. Lee beeilte sich, ihre neue Kreuzstichschürze zu waschen und zu bügeln, die erst am Abend zuvor fertig geworden war: ein prächtiges Stück aus Baumwollstoff, mit einer gut fünfundzwanzig Zentimeter breiten Borte, die eine Jagdszene mit Tannenbäumen, einem Hirsch, Hunden und Jägern darstellte. Beim Mittagessen war Mrs. Lee sehr zurückhaltend und lehnte eine zweite Portion Apfelknödel ab. «Ich danke – ich lasse ein Loch», kicherte sie.

Um zwei Uhr nachmittags fuhr Alexandras Wagen bei den Shabatas vor, und Marie sah Mrs. Lees rotes Tuch den

Weg heraufhüpfen. Sie lief zur Haustür, umarmte die alte Frau, zog sie herein und half ihr, sich aus ihren Tüchern zu wickeln. Alexandra versorgte derweil draußen das Pferd mit einer Decke. Mrs. Lee verabscheute Wollstoffe, sogar im Winter, sie hatte ihr bestes schwarzes Satinkleid angezogen und einen gehäkelten Kragen umgelegt, der von einer großen, mattgoldenen Brosche mit verblichenen Fotografien ihrer Eltern zusammengehalten wurde. Die Schürze hatte sie nicht umgebunden, aus Angst, sie zu zerknittern. Doch jetzt holte sie sie hervor, schüttelte sie aus und band sie sich stolz um. Marie trat ein paar Schritte zurück, schlug die Hände zusammen und rief: «Meine Güte, Mrs. Lee! Was für eine wunderschöne Schürze! Die kenne ich ja noch gar nicht, oder?»

Die Alte kicherte und neigte den Kopf: «Hab' ich auch erst gestern abend gemacht. Sieh dir mal das Garn an, wie stark das ist. Läuft auch gar nicht aus, ist farbecht! Von meiner Schwester aus Schweden. Hab' ich für dich umgebunden. Dank für die Einladung!»

Wieder lief Marie zur Tür. «Komm herein, Alexandra! Ich habe gerade Mrs. Lees neue Schürze bewundert. Fahrt doch auf dem Heimweg bei Mrs. Hiller vorbei und zeigt sie ihr. Sie ist ganz wild auf Kreuzstich!»

Während Alexandra Hut und Schleier ablegte, ging Mrs. Lee schon in die Küche, ließ sich in einem Schaukelstuhl am Ofen nieder und musterte mit größtem Interesse den Kaffeetisch. Auf dem weißen Tischtuch standen drei Gedecke und in der Mitte ein Topf mit einer rosa Geranie. «Nein! Hast du aber schöne Blumen! So viele Blüten! Wieso erfrieren sie nicht?»

Sie zeigte auf die Fensterbänke voller blühender Fuchsien und Geranien.

«Ich lasse die ganze Nacht das Feuer brennen, Mrs. Lee. Und wenn es sehr kalt ist, stelle ich sie mitten ins Zimmer auf den Tisch. Sonst decke ich sie nur mit Zeitungen ab. Frank lacht mich wegen all der Umstände aus, aber wenn sie einmal nicht blühen, fragt er gleich: ‹Was haben die verdammten Dinger?› – Gibt's was Neues von Carl, Alexandra?»

«Er ist in Dawson angekommen, bevor der Fluß zufror, und jetzt werde ich wohl bis zum Frühjahr nichts mehr von ihm hören. Von Kalifornien aus hat er mir noch einen Karton Orangenblüten geschickt, aber sie haben sich nicht gut gehalten. Ich habe dir ein Päckchen Briefe von Emil mitgebracht.» Alexandra kam aus dem Wohnzimmer und kniff Marie neckend in die Wange. «Du siehst nicht aus, als ob der Frost dir etwas anhaben könnte. Du bist wohl nie erkältet, wie? Sie ist ein Prachtmädchen, Mrs. Lee, diese roten Backen hatte sie schon als kleines Kind. Wie eine komische kleine ausländische Puppe sah sie aus. Bis heute habe ich nicht vergessen, wie ich dich das erste Mal im Laden von Mieklejohn sah, Marie. Damals, als Vater krank war. Carl und ich haben noch davon gesprochen, bevor er fortging.»

«Ich erinnere mich auch noch daran. Emil hatte sein Kätzchen dabei. Wann schickst du ihm sein Weihnachtspaket, Alexandra?»

«Ich hätte es schon längst tun sollen. Jetzt muß ich es mit der Briefpost schicken, wenn er es noch rechtzeitig bekommen soll.»

Marie zog eine dunkelrote Seidenkrawatte aus ihrem Handarbeitskorb. «Schau, die hab' ich ihm gestrickt. Eine hübsche Farbe, findest du nicht? Pack sie doch bitte mit ein und sag ihm, daß sie von mir ist und daß er sie tragen soll, wenn er seiner Liebsten ein Ständchen bringt.»

Alexandra lachte. «Ich glaube nicht, daß er oft Ständchen bringt. In einem Brief schreibt er zwar, daß die Mexikanerinnen sehr schön sein sollen, aber das klingt eigentlich nicht sonderlich begeistert.»

Marie schüttelte den Kopf. «Mir kann Emil nichts vormachen. Natürlich bringt er Ständchen, warum hätte er sich sonst eine Gitarre gekauft? Wer würde es bei den spanischen Mädchen, die einem aus ihren Fenstern Blumen zuwerfen, nicht tun. Ich würde ihnen jede Nacht etwas vorsingen. Sie nicht, Mrs. Lee?»

Die alte Dame gluckste vor Vergnügen. In ihren Augen leuchtete es auf, als Marie sich bückte und die Ofentür öffnete. Ein köstlicher, heißer Duft drang in die schmucke Küche. «Ah! riecht das gut!» Sie wandte sich an Alexandra und zeigte augenzwinkernd auf ihre drei gelben Zähne. «Gottlob, daß mir da drin nichts mehr weh tut», meinte sie zufrieden.

Marie zog ein Blech mit herrlichem Kleingebäck heraus, das mit Aprikosenkompott gefüllt war, und bestreute es mit Puderzucker. «Hoffentlich schmecken sie Ihnen ebensogut wie Alexandra, Mrs. Lee. Wir Böhmen essen sie immer gern zum Kaffee. Aber wenn Sie sie nicht mögen, habe ich hier auch noch einen Hefekuchen mit Nüssen und Mohn. Bist du bitte so lieb, Alexandra,

und holst die Sahne? Ich hab' sie ans Fenster gestellt, um sie kühl zu halten.»

«Eines ist sicher», meinte Alexandra, als sie sich am Tisch niederließen, «in Böhmen gibt es mehr Kuchenrezepte als sonstwo auf der Welt. Bei einem Kirchenessen hat die alte Mrs. Hiller mir einmal erzählt, sie könne sieben verschiedene Kuchen backen. Bei Marie sind's bestimmt ein Dutzend.»

Mrs. Lee nahm ein Aprikosenteilchen und wog es prüfend zwischen Daumen und Zeigefinger. «Leicht wie eine Feder», entschied sie voll Anerkennung. «Oh! Ist das lecker!» rief sie dann und rührte begeistert ihren Kaffee. «So, und jetzt hätte ich gern noch kleines bißchen Gelee. Danke!»

Alexandra und Marie lachten über ihre Ungeniertheit und begannen über ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen. «Als ich neulich abends bei dir anrief, klang es, als seist du erkältet, Marie. Was war los mit dir? Hattest du etwa geweint?»

«Mag sein.» Marie lächelte schuldbewußt. «Frank blieb an dem Abend so lange aus. Fühlst du dich im Winter nicht auch manchmal so verlassen, wenn alle fort sind?»

«So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. Wenn ich keinen Besuch gehabt hätte, wäre ich schnell mal eben zu dir hinübergelaufen. Wenn du schon den Kopf hängen läßt, was sollen wir anderen dann tun?» fragte Alexandra.

«Ich tu's ja auch nicht. Zumindest nicht oft. Aber ich sehe, Mrs. Lee sitzt vor einer leeren Tasse.»

Später, als Mrs. Lee erklärte, daß sie nun beim besten Willen nichts mehr essen könne, gingen Marie und Alex-

andra hinauf, um ein paar Häkelmuster zu suchen, die die alte Dame sich ausleihen wollte. «Zieh besser deinen Mantel an, Alexandra, es ist kalt oben, und ich habe keine Ahnung, wo die Muster sind. Vielleicht muß ich sogar in den alten Koffern suchen.» Marie nahm sich ein Tuch, öffnete die Tür zum Treppenhaus und lief vor ihrem Gast die Stufen hinauf. «Ich schaue in der Kommode nach, und du kannst es ja mit den Hutschachteln da oben im Schrank über Franks Kleidern versuchen. Da ist eine Menge Krimskrams drin.»

Sie begann, den Inhalt der Schubläden zu durchwühlen, und Alexandra ging in den Garderobenschrank. Gleich darauf kam sie mit einem dünnen, biegsamen gelben Stöckchen zu Marie zurück. «Was in aller Welt ist das, Marie? Du willst doch wohl nicht sagen, daß Frank jemals so ein Ding getragen hat?»

Marie blinzelte überrascht und setzte sich auf den Boden. «Wo hast du den denn gefunden? Ich wußte gar nicht, daß er ihn aufbewahrt hat. Seit Jahren habe ich ihn nicht mehr gesehen.»

«Es ist also tatsächlich ein Spazierstock?»

«Ja, er hat ihn aus der alten Heimat mitgebracht, und als wir uns kennenlernten, hat er ihn immer bei sich gehabt. Ist er nicht komisch? Armer Frank!»

Alexandra drehte das Stöckchen zwischen ihren Fingern und lachte. «Spaßig genug muß das ausgesehen haben!»

Marie sagte nachdenklich: «Nein, eigentlich nicht. Es paßte irgendwie zu ihm. Als junger Mann war er auf seine Art recht flott. Ich glaube, die Menschen bekommen im-

mer das, was sie am wenigsten gebrauchen können, Alexandra.» Marie zog das Tuch enger um sich und schaute unverwandt auf den Stock. «Frank würde am rechten Ort schon richtig sein», meinte sie sinnend. «Zunächst einmal brauchte er eine andere Frau. Weißt du, Alexandra, heute könnte ich Frank genau die richtige Frau aussuchen. Das Unglück ist, daß man fast immer heiratet, bevor man herausfinden kann, was für eine Frau der Mann eigentlich braucht. Und für gewöhnlich ist man selbst nicht die richtige. Tja, und was will man dann noch machen?» fragte sie freimütig.

Alexandra bekannte, sie wisse es nicht, und fügte hinzu: «Jedenfalls kann ich mir keine Frau vorstellen, die besser mit Frank fertig würde als du.»

Marie schüttelte den Kopf, spitzte die Lippen und blies ihren warmen Atem in die frostige Luft. «Nein. Ich bin zu Hause zu sehr verwöhnt worden. Ich bin eigenwillig und habe eine spitze Zunge. Wenn Frank aufschneidet, sage ich ihm häßliche Dinge, die er nicht vergessen kann. Die gehen ihm dann unablässig im Kopf herum, ich kann es förmlich fühlen. Außerdem bin ich zu leichtfertig. Franks Frau müßte schüchtern sein und dürfte für niemand anders Augen haben als für Frank. Ich war so, als wir geheiratet haben. Aber ich war wohl zu jung, um so zu bleiben.» Marie seufzte.

Noch nie hatte Alexandra Marie so offen über ihren Mann sprechen hören, und sie spürte, daß es klüger war, sie nicht noch zu ermutigen. Es kam nie etwas Gutes dabei heraus, wenn man über solche Dinge redete, überlegte sie. Während Marie laut vor sich hindachte, hatte sie ruhig

weiter in den Hutschachteln gekramt. «Sind dies nicht die Muster, Marie?»

Marie sprang auf. «Richtig! Wir waren ja dabei, nach den Mustern zu suchen. Ich habe über Frank und seiner anderen Frau alles vergessen. So, und nun stelle ich den hier wieder weg.» Sie ließ das Stöckchen hinter Franks Sonntagsanzug verschwinden; und obwohl sie lachte, sah Alexandra Tränen in ihren Augen.

Als sie in die Küche zurückkamen, hatte es angefangen zu schneien, und Maries Besucherinnen mußten an den Heimweg denken. Sie begleitete sie zum Wagen, und während Alexandra dem Pferd die Decke abnahm, hüllte sie die alte Mrs. Lee sorgfältig in Felle ein. Nachdem die beiden fortgefahren waren, wandte Marie sich um und ging langsam ins Haus zurück. Dort nahm sie das Päckchen Briefe auf, das Alexandra ihr mitgebracht hatte, aber sie las nicht darin. Sie blätterte sie nur durch und warf einen Blick auf die ausländischen Marken. Dann saß sie einfach da und blickte hinaus in das Schneegestöber. In der Küche wurde es dunkel, und vom Herd her strahlte rote Glut.

Marie wußte wohl, daß Emils Briefe mehr ihr als Alexandra galten. Es waren keine Briefe, wie ein junger Mann sie seiner Schwester schreibt. Sie waren persönlich gehalten und wirkten doch zugleich bemühter, waren voller Beschreibungen des heiteren Lebens in der alten mexikanischen Hauptstadt, in der Porfirio Diaz damals noch mit starker Hand regierte. Sie berichteten von Stierkämpfen und Hahnenkämpfen, von Kirchen und *Fiestas*, von Blumenmärkten und Fontänen, von Musik und Tanz und von

den Menschen aller Nationen, denen er in den italienischen Restaurants in der San Francisco Street begegnete. Kurzum, es waren die Briefe eines jungen Mannes an eine Frau, der er sich interessant machen möchte und deren Phantasie er mit seiner Person und seinem Leben zu beschäftigen wünscht.

Wenn sie allein war und abends bei der Näharbeit saß, malte Marie sich oft aus, wie es wohl dort unten, wo Emil jetzt lebte, sein mochte. Dort, wo es überall Blumen gab und Musikanten an allen Ecken, wo zahllose Kutschen über die Straßen holperten und wo vor der Kathedrale ein kleiner blinder Schuhputzer saß, der mit den Blechdeckeln der Schuhcremedosen, die er auf die Steinstufen fallen ließ, alle Melodien spielen konnte, um die man ihn bat. Wenn für einen das Leben mit dreiundzwanzig Jahren zu Ende ist, ist es verlockend, in Gedanken einem jungen Abenteurer zu folgen, der sein Leben noch vor sich hat. «Wenn ich nicht wäre», überlegte sie, «würde Frank ebenso frei sein und sich amüsieren und überall Bewunderung erregen. Armer Frank! Auch ihm hat die Ehe nicht viel Gutes gebracht. Leider stimmt es auch, wenn er behauptet, daß ich die Menschen gegen ihn aufbringe. Irgendwie scheine ich ihm immer zu schaden. Wenn ich nicht da wäre, würde er vielleicht versuchen, zu anderen wieder freundlicher zu sein. Es scheint, als brächte ich ihn dazu, sich von seiner allerschlechtesten Seite zu zeigen.»

Als der Winter voranschritt, dachte Alexandra noch oft an diesen Nachmittag zurück: es war das letzte harmonische Beisammensein mit Marie gewesen. Denn von dem Tag an schien die junge Frau sich immer mehr in sich

selbst zurückzuziehen. In Alexandras Gegenwart war sie nicht mehr so spontan und offen wie früher. Sie schien über etwas nachzugrübeln und über vieles nicht sprechen zu wollen. Sie sahen sich seltener als sonst, das lag allerdings zu einem guten Teil am Wetter. Seit zwanzig Jahren hatte es nicht mehr solche Schneestürme gegeben, der Weg über die Felder war von Weihnachten bis März vollkommen zugeschneit. Wenn die beiden Nachbarinnen sich besuchen wollten, mußten sie den Umweg über die Straße nehmen, der doppelt so weit war. Sie telefonierten fast jeden Abend miteinander, aber es gab im Januar auch eine Zeit, in der die Drähte drei Wochen lang zerrissen waren und nicht einmal der Postbote kam.

Marie lief oft zu ihrer nächsten Nachbarin, der alten Mrs. Hiller hinüber, die sehr unter Rheuma litt und nur ihren Sohn, den lahmen Schuster, als Hilfe hatte. Und bei Wind und Wetter besuchte sie die französische Kirche; sie war ein aufrichtig frommes Mädchen. Sie betete für sich und für Frank und für Emil, den sie inmitten der Versuchungen einer lebenslustigen, verderbten alten Stadt wußte. Noch nie zuvor hatte sie die Tröstungen der Kirche so empfunden wie in diesem Winter. Sie fühlte sich von ihr getragen, und eine schmerzende Leere in ihrem Herzen schien sich zu füllen. Sie bemühte sich, mit ihrem Mann Geduld zu haben. Wenn er mit seinem Knecht abends Karten spielte, während sie nähend oder häkelnd dabei saß, versuchte sie, freundlichen Anteil am Spiel zu nehmen. Ihre Gedanken jedoch waren draußen auf den weiten Feldern, wo der Schnee über die Zäune trieb, und im Obstgarten, wo Schicht für Schicht sich niederließ. Und

wenn sie in die dunkle Küche hinausging, um ihre Pflanzen für die Nacht zu versorgen, blieb sie lange am Fenster stehen und betrachtete die weiße Landschaft oder sah dem wirbelnden Schneetreiben über dem Obstgarten zu. Es war ihr, als lasteten die Schneemassen auch auf ihr. Die Äste der Bäume waren so hart geworden, daß sie einem ins Fleisch schnitten, wenn man auch nur einen Zweig abzubrechen versuchte. Doch unter all den Schichten aus Schnee und Eis ruhte das Geheimnis des Lebens sicher und warm wie das Blut im Herzen der Menschen. Und einmal würde wieder Frühling sein!

2

Hätte Alexandra etwas Phantasie besessen, würde sie erraten haben, was in Marie vorging, und hätte längst erkannt, wie es um Emil stand. Aber wie Emil selbst öfter bemerkt hatte, gewissen Dingen gegenüber war sie blind, und ihr Leben hatte nicht dazu beigetragen, ihren Blick zu schärfen, es hatte sie ausschließlich für ihre Aufgabe erzogen. Ihr inneres, eigentliches Selbst war ihr unbekannt, es glich einem unterirdischen Wasser, das nur hier und da und in großen zeitlichen Abständen an die Oberfläche tritt, dann wieder versickert und in der Tiefe weiterströmt. Doch es war vorhanden, dieses unterirdische Wasser. Sie war eine starke Persönlichkeit, und weil sie sich mit ungeteilter Kraft ihren Unternehmungen widmete, hatte sie mehr Erfolg als ihre Nachbarn.

Es gab in ihrem Leben Tage, die ihr, obgleich äußerlich

ereignislos, in der Erinnerung als besonders glücklich erschienen. Tage, an denen sie sich der flachen, gelbbraunen Welt, die sie umgab, sehr nahe fühlte und in sich selbst das freudige Keimen der Erde verspürte. Auch an manche Tage, die sie mit Emil verbracht hatte, dachte sie gern zurück. Einmal hatten sie im Jahr der Dürre einen Tag am Fluß verbracht und auf das Land geschaut. Morgens waren sie sehr früh mit dem Wagen aufgebrochen und hatten bis Mittag schon eine weite Strecke hinter sich gebracht. Als Emil verkündet hatte, er habe Hunger, hatten sie die Straße verlassen, Brigham in einem Gebüsch angebunden und ihm seinen Hafer gegeben und waren dann selbst auf eine grasbewachsene Klippe geklettert, um im Schatten einiger junger Ulmen zu Mittag zu essen. Der Fluß war dort sehr klar und seicht, weil es lange nicht geregnet hatte, und floß in kleinen Wellen über den flimmernden Sand. Unter den überhängenden Weiden am gegenüberliegenden Ufer lag eine kleine Bucht, in der das Wasser tiefer war und so träge dahinströmte, daß es in der Sonne zu schlummern schien. In dieser kleinen Bucht schwamm eine einzelne Wildente, tauchte und putzte sich das Gefieder und fühlte sich in dem Geflimmer von Licht und Schatten sichtlich wohl. Lange hatten sie dort gesessen und dem einsamen Vogel bei seinem vergnügten Zeitvertreib zugeschaut. Noch nie war Alexandra ein Lebewesen so schön erschienen wie diese Wildente. Emil mußte es ebenso empfunden haben, denn später, als sie wieder daheim waren, sagte er noch manchmal: «Schwester, weißt du noch, unsere Wildente dort unten...» Dieser Tag zählte für Alexandra zu den

glücklichsten ihres Lebens. Noch nach Jahren war ihr, als müsse die Ente noch immer dort sein und ganz allein in der Sonne schwimmen und tauchen, ein verzauberter Vogel, dem Altern und dem Wandel der Zeit entzogen.

So unpersönlich wie diese waren fast alle schönen Erinnerungen Alexandras; doch ihr bedeuteten sie viel. Ihr Gemüt war ein weißes Blatt, worauf in klarer Schrift allerlei vom Wetter und von Tieren und von allem, was da wuchs, geschrieben stand. Nur wenige auserwählte Menschen hätte es interessiert, darin zu lesen. Sie war nie verliebt gewesen, hatte sich nie sentimentalen Träumen hingegeben. Selbst als junges Mädchen hatte sie in Männern nur Arbeitskameraden gesehen. Sie war in harten Zeiten aufgewachsen.

Ein Traumbild allerdings kehrte immer wieder, als sie jung war. Am häufigsten am Sonntagmorgen, dem einzigen Tag in der Woche, an dem sie länger liegenblieb und den vertrauten Morgengeräuschen lauschte: dem Surren des Windrads, Emils Pfeifen, während er unten vor der Küchentür seine Stiefel putzte. Wenn sie so herrlich faul mit geschlossenen Augen dalag, hatte sie manchmal das Gefühl, von starken Armen aufgehoben und mühelos davongetragen zu werden. Obwohl es zweifellos ein Mann war, der sie trug, glich er keinem der Männer, die sie kannte: er war viel größer, kräftiger und behender und trug so leicht an ihr, als sei sie eine Weizengarbe. Sie sah ihn nie, aber sie spürte mit geschlossenen Augen, daß er war wie das Sonnenlicht; der Duft reifer Maisfelder umgab ihn. Sie fühlte, wie er sich näherte, sich über sie beugte und aufhob, fühlte, wie er sie geschwind über die Felder

trug. Nach einem solchen Traum stand sie hastig auf und lief voller Zorn auf sich selbst ins Badehaus hinunter, das vom Küchengebäude abgeteilt war. Dort stand sie dann in der Zinkbadewanne und schrubbte sich energisch ab und schüttete schließlich eimerweise kaltes Brunnenwasser über den schimmernden weißen Körper, den kein Mann auf dem Hohen Land weit hätte tragen können.

Als sie älter wurde, träumte sie diesen Traum seltener, wenn sie frisch und ausgeruht war; er kam mit der Erschöpfung. Manchmal, wenn sie den ganzen Tag an der frischen Luft gewesen war und überwacht hatte, wie die Rinder mit Brandzeichen versehen oder die Schweine verladen wurden, kam sie völlig durchgefroren nach Hause, machte sich aus Gewürzen und selbstgemachtem Wein noch einen Glühwein und sank dann mit vor Müdigkeit schmerzenden Gliedern ins Bett. An solchen Tagen überkam sie kurz vor dem Einschlafen das alte Gefühl, sie werde von einem starken Wesen, das ihr alle körperliche Erschöpfung nahm, aufgehoben und davongetragen.

VIERTER TEIL

Der weiße Maulbeerbaum

1

Die französische, oder genauer gesagt, die St.-Agnes-Kirche, lag auf einem Hügel. Der hohe, schmale Ziegelbau mit schlankem Turm und steilem Dach war weit über die Weizenfelder sichtbar, während die kleine Stadt St. Agnes am Fuß des Hügels völlig verborgen blieb. Dort auf der Anhöhe ruhte sie machtvoll und triumphierend über dem Land, das sich in satten Farben meilenweit zu ihren Füßen erstreckte, und erinnerte in Bauart und Lage an die alten Kirchen in den Weizengebieten Mittelfrankreichs.

An einem Spätnachmittag im Juni fuhr Alexandra Bergson auf einer der vielen Straßen, die durch die reichen französischen Ländereien führten, zu dieser schönen Kirche. Die Sonne schien ihr direkt ins Gesicht, und strahlendes Licht umflutete den roten Backsteinbau auf dem Hügel. An Alexandras Seite saß lässig eine auffallend exotische Gestalt mit einem mexikanischen Sombrero, einer Seidenschärpe und einer schwarzen Samtjacke mit silbernen Knöpfen. Emil war erst am Vorabend zurückgekommen, und Alexandra war so stolz auf ihn, daß sie sofort beschlossen hatte, er müsse sie zum Kirchenessen begleiten und bei dieser Gelegenheit die mexikanische Kleidung tragen, die er im Koffer hatte. «Alle Mädchen, die einen

Stand haben, werden sich kostümieren und einige der Jungs auch», sagte sie. «Marie geht als Wahrsagerin. Sie hat sich dafür ein böhmisches Trachtenkleid, das ihr Vater von einem Besuch in der alten Heimat mitgebracht hat, aus Omaha schicken lassen. Alle werden sich freuen, wenn du so erscheinst. Deine Gitarre mußt du auch mitnehmen. Jeder sollte tun, was er kann, damit es ein schönes Fest wird, und wir haben noch nie sonderlich viel dazu beigetragen. Wir sind leider keine talentierte Familie.»

Das Festessen im Kellergewölbe der Kirche war auf sechs Uhr angesetzt, und anschließend sollte ein Basar mit Scharaden und einer Versteigerung stattfinden. Alexandra war zeitig aufgebrochen und hatte das Haus der Obhut von Signa und Niels Jensen überlassen, die in der darauffolgenden Woche heiraten wollten. Signa hatte schüchtern darum gebeten, die Hochzeit bis zu Emils Heimkehr aufschieben zu dürfen.

Alexandra war mit ihrem Bruder zufrieden. Während sie durch das wellige französische Land der sinkenden Sonne und der stattlichen Kirche entgegenfuhren, dachte sie an den Nachmittag, an dem sie vor langer Zeit mit Emil vom Flußtal in das noch unbezwungene Hohe Land zurückgekehrt war. Ja, dachte sie, es hat sich gelohnt. Beide, Emil und das Land, waren das geworden, was sie von ihnen erhofft hatte. Wenigstens eins von den Kindern ihres Vaters konnte es mit der Welt aufnehmen, war nicht an den Pflug gekettet, nicht vom Boden geknechtet, sondern eine eigenständige Persönlichkeit. Das war es, überlegte sie, wofür sie gearbeitet hatte. Sie konnte mit ihrem Leben wohl zufrieden sein.

Als sie die Kirche erreichten, war schon ein gutes Dutzend Gespanne vor dem Kellerportal festgemacht, das auf die Sandterrasse am Fuß des Abhangs führte, wo die Jungen Ringkämpfe und Wettspringen veranstalteten. Amédée Chevalier, seit einer Woche stolzer Vater, kam herausgestürzt und umarmte Emil. Amédée war Einzelkind – und damit ein sehr reicher junger Mann –, doch er selber wollte wie sein Onkel Xavier zwanzig Kinder haben. «O Emil!» rief er und packte seinen alten Freund stürmisch an den Schultern. «Warum hast du dir meinen Sohn noch nicht angesehen? Aber morgen kommst du ganz bestimmt! Emil, du willst bestimmt auch gleich einen haben. Es ist das Schönste auf der Welt. Nein, nein, gar nicht. Angel geht's gut. Alles in Ordnung. Der Bengel kam schon lachend zur Welt, und er lacht noch immer. Komm und sieh ihn dir an!» Er versetzte Emil aufmunternde Rippenstöße.

Emil packte sein Handgelenk. «Hör auf, Amédée! Ich bekomme ja keine Luft mehr. Ich hab' ihm Becher, Löffel, Decken und Indianerschuhe mitgebracht, genug für ein ganzes Waisenhaus. Ich freue mich schrecklich, daß es ein Junge ist! Wirklich!»

Die jungen Männer umringten Emil, bewunderten sein Kostüm und erzählten ihm, ohne auch nur einmal Luft zu holen, alles, was sich seit seinem Fortgehen ereignet hatte. Emil hatte hier oben in der französischen Siedlung mehr Freunde als unten am Norway Creek. Die jungen Franzosen und Böhmen waren temperamentvoll und fröhlich, liebten die Abwechslung und standen allem Neuen aufgeschlossen gegenüber, ganz im Gegensatz zu den jungen

Skandinaviern. Die norwegischen und schwedischen Burschen dachten weit mehr an sich selbst, neigten zu Egoismus und Neid. Emil gegenüber zeigten sie sich mißtrauisch und zurückhaltend, weil er auf der Universität gewesen war. Sie waren jederzeit bereit, ihn zurechtzustutzen, sollte er versuchen, den großen Herrn zu spielen. Die französischen Jungen dagegen hatten ein wenig Aufschneiderei gern und waren immer begeistert, wenn man ihnen von neuen Moden, neuen Spielen, neuen Liedern, neuen Tänzen erzählte. Jetzt entführten sie Emil, um ihm den Klubraum zu zeigen, den sie gerade erst im ersten Stock des Postgebäudes unten im Dorf eingerichtet hatten. Wie eine Horde liefen sie den Hügel hinunter, lachend und teils französisch, teils englisch durcheinanderrufend.

Alexandra ging in das kühle, weißgetünchte Gewölbe, wo die Frauen die Tische deckten. Marie stand auf einem Stuhl und baute aus Tüchern ein kleines Zelt, in dem sie wahrsagen wollte. Sie sprang herab und lief Alexandra entgegen, blieb plötzlich stehen und schaute sie enttäuscht an. Alexandra nickte ihr jedoch aufmunternd zu.

«Er wird gleich hier sein, Marie! Die Jungs haben ihn nur mitgenommen, um ihm etwas zu zeigen. Du wirst ihn kaum wiedererkennen. Er ist jetzt ein richtiger Mann, kein Junge mehr. Er raucht schauderhaft riechende mexikanische Zigaretten und spricht spanisch. Hübsch siehst du aus, Kind! Woher hast du denn die wunderschönen Ohrringe?»

«Sie gehörten Vaters Mutter. Er hatte sie mir schon

immer versprochen, und jetzt hat er sie zu dem Kleid mitgeschickt und gesagt, ich dürfe sie behalten.»

Marie trug einen kurzen, roten Rock aus festgewebtem Tuch, dazu ein weißes Mieder und einen weißen Überrock; um die braunen Locken hatte sie einen gelben, seidenen Turban gewunden, und in den Ohren baumelten lange Korallengehänge. Als sie sieben Jahre alt war, hatte ihre Großmutter ihr die Ohrläppchen über einem Korken durchstochen, und in den Löchern – in jenen Tagen wußte man noch nichts von Bakterien – hatte sie dann zwei Strohhalme aus einem gewöhnlichen Besen getragen, bis sie soweit verheilt waren, daß man kleine Goldringe einhängen konnte.

Als Emil aus dem Dorf zurückgekehrt war, blieb er noch eine Weile bei den jungen Leuten draußen auf der Terrasse. Marie konnte seine Stimme hören und das Geklimper seiner Gitarre, mit der er Raoul Marcels hohen Tenor begleitete. Sie war ärgerlich auf ihn, weil er so lange draußen blieb. Es machte sie nervös, ihn zu hören und nicht zu sehen, denn auf gar keinen Fall würde sie hinausgehen und ihn suchen. Als dann aber die Glocke zum Essen läutete und die Jungen hereindrängten und den vordersten Tisch ansteuerten, vergaß sie ihren Ärger und lief ihm, dem Längsten und am auffälligsten Gekleideten des Haufens, entgegen, um ihn zu begrüßen. Sie gab sich auch keine Mühe, ihre Befangenheit zu verbergen. Sie errötete und lachte erregt, als sie Emil die Hand gab, und betrachtete entzückt die schwarze Samtjacke, die seine helle Haut und die schönen blonden Haare noch besser zur Geltung brachte. Marie konnte nicht unbeteiligt schei-

nen, wenn sie sich über etwas freute; sie konnte sich ganz einfach nicht verstellen. Im Überschwang war sie durchaus imstande, sich auf die Zehenspitzen zu stellen und in die Hände zu klatschen, und wenn man sie auslachte, lachte sie mit.

«Sind die Männer dort alle Tage so angezogen, auf der Straße?» Sie faßte Emil am Ärmel und drehte ihn herum. «Oh, ich wünschte, ich könnte da leben, wo die Menschen solche Sachen anziehen. Sind die Knöpfe echt Silber? Bitte, setz doch den Hut auf. Was für ein schweres Ding! Kannst du den überhaupt tragen? Warum erzählst du uns nicht von den Stierkämpfen?»

Alles auf einmal wollte sie hören, keine Sekunde wollte sie warten. Emil lächelte geduldig, und er blickte mit dem alten grüblerischen Ausdruck zu ihr hinab. Die französischen Mädchen in ihren weißen Kleidern und Bändern flatterten um ihn herum, und Alexandra beobachtete voller Stolz die kleine Szene. Etliche Mädchen hofften, daß Emil sie zu Tisch führen werde. Marie wußte das wohl und war erleichtert, als er seine Schwester aufforderte. Rasch nahm sie Frank beim Arm und zog ihn an den gleichen Tisch; es gelang ihr, Plätze direkt gegenüber von den Bergsons zu ergattern, so konnte sie ihre Gespräche mit anhören. Alexandra bat Emil, Mrs. Xavier Chevalier, der Mutter der zwanzig Kinder, zu erzählen, wie er einen berühmten Matador in der Arena hatte umkommen sehen. Marie lauschte jedem Wort und wandte nur hin und wieder die Augen von ihm ab, um aufzupassen, daß Franks Teller nicht leer wurde. Als Emil seinen Bericht beendet hatte – der blutig genug ausgefallen war, um

Mrs. Xavier zufriedenzustellen und dankbar sein zu lassen, daß sie kein Matador war –, überschüttete Marie ihn förmlich mit Fragen: Was zogen die Frauen an, wenn sie zum Stierkampf gingen? Trugen sie Mantillas? Setzten sie nie Hüte auf?

Nach dem Essen unterhielt die Jugend die ältere Generation mit Scharaden, die diese unter Plaudern und Lachen zu erraten versuchte. An diesem Abend schlossen die Läden in St. Agnes um acht Uhr, so daß die Kaufleute und ihre Angestellten zum Basar kommen konnten. Am lebhaftesten ging es bei der Versteigerung zu, denn die jungen Franzosen verloren völlig den Kopf, sobald sie anfingen zu bieten; schließlich sei es ja für einen guten Zweck, rechtfertigten sie sich. Als alle Nadelkissen und Sofakissen und gestickten Pantoffeln verkauft waren, nahm Emil einen seiner vielbewunderten Kragenknöpfe aus Türkis und reichte ihn dem Versteigerer. Es gab einen wüsten Tumult. Alle französischen Mädchen gaben ihrem Wunsch nach diesem schönen Stück lautstark Ausdruck, und ihre Verehrer überboten einander hemmungslos. Auch Marie hätte ihn gern gehabt, und sie machte Frank immer wieder Zeichen, die er aber mit sauersüßem Vergnügen übersah. Er begriff gar nicht, wie man so viel Aufhebens um einen Burschen machen konnte, nur weil er angezogen war wie ein Clown. Als der Türkis an Malvina Sauvage, die Tochter des französischen Bankiers, ging, wandte Marie sich achselzuckend ab und verzog sich in das kleine Zelt aus Tüchern, wo sie beim Schein einer Talgkerze begann, die Karten zu mischen, und ausrief: «Her zu mir, wer sein Glück erfahren will!»

Der junge Priester, Pater Duchesne, war der erste, der sich von ihr wahrsagen ließ. Marie nahm seine schmale, weiße Hand, studierte sie aufmerksam und legte die Karten aus. «Hier sehe ich für Sie eine weite Reise, Pater. Sie führt Sie in eine Stadt, die ganz von Kanälen durchzogen ist. Sie ist anscheinend auf Inseln gebaut und von Flüssen und grünen Feldern umgeben. Dort werden Sie eine alte Dame mit einer weißen Haube und goldenen Ohrringen besuchen, und Sie werden dort sehr glücklich sein.»

«Mais, oui», sagte der Priester mit schwermütigem Lächeln. «C'est L'Isle-Adam, chez ma mère. Vous êtes très savante, ma fille.» Wohlwollend fuhr er mit der Hand über ihren hellen Turban und rief: «Venez donc, mes garçons! Il y a ici une véritable clairvoyante!»

Marie war eine geschickte Wahrsagerin, sie würzte ihre Prophezeiungen mit einer Prise Ironie, was ihrem Publikum gut gefiel. Dem alten Brunot, einem Geizhals, prophezeite sie, daß er sein ganzes Geld verlieren, ein sechzehnjähriges Mädchen heiraten und bei trocken Brot glücklich leben werde. Sholte, ein dicker Russe, der nur an Essen und Trinken dachte, würde aus Liebeskummer abmagern und sich vor Gram erschießen. Amédée prophezeite sie zwanzig Kinder, davon neunzehn Mädchen. Amédée schlug Frank auf den Rücken und fragte, warum er nicht erfahren wolle, was ihm bevorstünde. Doch Frank entzog sich der freundlichen Hand und knurrte: «Meine Zukunft hat sie schon gedeutet. Vor langer Zeit und schlecht genug.» Dann zog er sich in eine Ecke zurück und verfolgte seine Frau mit finsteren Blicken.

Franks Lage war deshalb so qualvoll, weil er niemanden

fand, auf den er seine Eifersucht hätte richten können. Hätte ihm jemand einen Beweis für die Untreue seiner Frau gebracht, so wäre er manchmal wohl sogar dankbar gewesen. Einmal hatte er einen guten Farmarbeiter, Jan Smirka, entlassen, weil er glaubte, daß Marie sich etwas aus ihm mache. Aber als er fort war, schien sie ihn überhaupt nicht zu vermissen und zeigte sich dem neuen Knecht gegenüber genauso freundlich. Alle Knechte gingen für sie durchs Feuer. Frank hatte vergeblich nach einem Arbeiter gesucht, der so mürrisch war, daß ihm an der guten Meinung Maries nichts lag. Im Grunde seines Herzens wußte Frank recht gut, daß seine Frau zu ihm zurückfinden würde, wenn er von seinem Mißtrauen abließe. Doch das konnte er um nichts in der Welt. Das Mißtrauen war ein Grundzug seiner Persönlichkeit. Vielleicht hätte er nicht einmal davon ablassen können, wenn er es wirklich gewollt hätte. Vielleicht gab ihm das Gefühl, hintergangen zu werden, mehr Befriedigung, als Liebe es vermocht hätte. Hätte er Marie einmal wirklich unglücklich machen können, so hätte er sich möglicherweise erweichen lassen und sie in Gnaden wieder aufgenommen. Aber sie hatte sich nie vor ihm gedemütigt. In der ersten Zeit ihrer Liebe war sie seine Sklavin gewesen und hatte ihn vergöttert. Aber sobald er grob und ungerecht geworden war, hatte sie sich von ihm zurückgezogen, zunächst fassungslos und unter Tränen, dann gelassen und mit unausgesprochenem Widerwillen. Sie hatten sich immer weiter voneinander entfernt. Es gab keine Brücke mehr, nichts Verbindendes, das sie hätte wieder zusammenführen können. Maries Leben hatte einen anderen

Grund gefunden, und Frank lag unablässig auf der Lauer, um ihn zu entdecken. Er wußte, daß sie die Liebe, ohne die sie nicht leben konnte, irgendwo anders finden mußte. Er wollte sich beweisen, daß ihm Unrecht geschah. Was verbarg sie in ihrem Herzen? Für wen schlug es? Und doch war Franks Grobheit nicht ohne ein gewisses Zartgefühl: Er erinnerte Marie nie daran, wie sehr sie ihn einmal geliebt hatte. Dafür war sie ihm dankbar.

Während Marie mit den jungen Franzosen plauderte, winkte Amédée Emil zu sich in eine Ecke des Saals und flüsterte ihm zu, daß sie den Mädchen einen Streich spielen wollten. Um elf Uhr sollte Amédée zum Sicherungskasten im Vorraum gehen und die elektrische Beleuchtung ausschalten. Jeder Bursche habe dann Gelegenheit, sein Mädchen zu küssen, bevor Pater Duchesne den Weg über die Stufen fände, um den Strom wieder einzuschalten. Das einzige Hindernis sei die Kerze in Maries Zelt. Ob Emil, der ja kein Mädchen habe, ihnen nicht den Gefallen tun würde, die Kerze auszulöschen. Emil erklärte sich bereit.

Um fünf vor elf schlenderte er zum Zelt hinüber, und die jungen Franzosen trennten sich und gingen zu ihren Mädchen. Er lehnte sich über Maries Kartentisch und schaute sie an. «Meinst du, daß du mir etwas Gutes vorhersagen kannst?» murmelte er. Seit fast einem Jahr war es das erste Mal, daß er allein mit ihr sprach. «Es hat sich nichts geändert. Ich bin derselbe.»

Marie hatte sich oft gefragt, ob es auf der Welt wohl noch einen anderen Menschen gab, der so sprechende Augen hatte wie Emil. Als sie an diesem Abend seinem

ruhigen und eindringlichen Blick begegnete, stand der süße Traum, den er träumte, unübersehbar in ihnen geschrieben; bevor sie sich ihm verschließen konnte, hatte er sie angerührt und sich in ihrem Herzen verborgen. Wütend begann sie die Karten zu mischen. «Ich bin dir böse, Emil», sagte sie schmollend, «warum hast du diesen herrlichen blauen Stein zur Versteigerung gegeben? Du hättest wissen können, daß Frank ihn mir nicht kaufen würde, und ich hätte ihn doch so schrecklich gern gehabt.»

Emil lachte kurz. «Leute, die sich so bescheidene Dinge wünschen, sollen sie bekommen», sagte er trocken. Er fuhr in die Tasche seiner Samthose und brachte eine Handvoll ungeschliffener Türkise, so groß wie Murmeln, zum Vorschein. Er beugte sich über den Tisch und ließ sie ihr in den Schoß fallen. «Da, genügt das? Gib nur acht, daß niemand sie sieht! Soll ich gehen, damit du ungestört mit ihnen spielen kannst?»

Verzückt starrte Marie auf die zartblauen Steine. «Oh, Emil, ist alles dort unten so schön? Wie konntest du dich dann bloß losreißen?»

In diesem Augenblick schaltete Amédée das Licht aus. Es gab einen kleinen Schock und Gekicher, und alles sah zu Maries Kerze, die wie ein roter Fleck in der Dunkelheit leuchtete. Gleich darauf verlosch auch sie. In der dunklen Halle hörte man jetzt kleine Schreie und leises Lachen. Marie sprang auf und fand sich in Emils Armen. Im gleichen Augenblick fühlte sie seine Lippen. Der Schleier, der so lange ungewiß zwischen ihnen gehangen hatte, war zerrissen. Bevor ihr bewußt wurde, was sie tat,

hatte sie sich ganz diesem Kuß überlassen, der zugleich der eines Jungen und der eines Mannes war, ebenso scheu wie zart, ganz wie Emil und wie nichts anderes auf der Welt. Erst als er vorüber war, wurde ihr klar, was er bedeutete. Und Emil, der sich diesen Augenblick des ersten Kusses schon oft ausgemalt hatte, war überrascht, wie sanft und natürlich er gewesen war. Er glich einem gemeinsamen Seufzer, beinah klang Kummer darin mit, so als hätten beide Angst, im anderen etwas zu entfachen.

Als es wieder hell wurde, lachte und schrie alles durcheinander, und alle französischen Mädchen hatten rosige Wangen und strahlten vor Heiterkeit. Nur Marie in ihrem kleinen Tuchzelt war blaß und still. Unter dem gelben Turban pendelten die Korallenohrringe gegen bleiche Wangen. Noch immer starrte Frank sie an, doch es schien, als sähe er nichts. Vor Jahren hatte er selbst die Macht besessen, sie so erbleichen zu lassen. Vielleicht erinnerte er sich nicht mehr daran – vielleicht hatte er es nie bemerkt. Emil befand sich schon am anderen Ende der Halle und ging dort umher. Die Schultern hielt er, wie er es in Mexiko gelernt hatte, die tiefliegenden Augen betrachteten aufmerksam den Fußboden. Marie begann das Zelt abzubrechen und die Tücher zusammenzulegen. Sie schaute nicht wieder auf. Die jungen Leute strömten zur anderen Seite der Halle, wo die Gitarre erklang. Marie hörte Emil und Raoul singen:

«Jenseits des Rio Grand – e
liegt ein sonniges Land – e,
mein glutäugiges Mexiko!»

Alexandra Bergson trat zu Marie. «Laß mich dir helfen, Marie. Du siehst müde aus.»

Sie legte die Hand auf Maries Arm und fühlte, daß diese zitterte. Unter der freundlichen, ruhigen Berührung erstarrte Marie. Alexandra zog die Hand überrascht und verletzt zurück.

Über Alexandra lag etwas von der nicht zu erschütternden Ruhe der Fatalisten, die jungen Menschen unverständlich ist, weil sie glauben, daß man nur dann wirklich lebt, wenn man das Herz der Gewalt des Sturmes überantwortet, wenn die Berührung des Schmerzes ihm einen Aufschrei entringt.

2

Signas Hochzeitsessen war vorüber. Die Gäste und der farblose kleine norwegische Pfarrer, der sie getraut hatte, verabschiedeten sich. Der alte Ivar spannte die Pferde an, um das junge Paar mit ihren Hochzeitsgeschenken in ihr neues Heim auf dem Nordteil von Alexandras Besitz zu fahren. Als Ivar vor dem Tor vorfuhr, trugen Emil und Marie Shabata die Geschenke hinaus, und Alexandra ging in ihr Schlafzimmer, um Signa auf Wiedersehen zu sagen und ihr ein paar Ratschläge mit auf den Weg zu geben. Zu ihrer Überraschung hatte die Braut die Hochzeitsschuhe mit festen Schuhen vertauscht und steckte sich gerade die Röcke hoch. In diesem Augenblick erschien Nelse mit den zwei Milchkühen am Tor, die Alexandra Signa zur Hochzeit geschenkt hatte.

Alexandra mußte lachen. «Aber Signa, du und Nelse,

ihr sollt doch fahren. Die Kühe bringt Ivar euch morgen früh.»

Signa zögerte und blickte verwirrt. Aber als ihr Mann sie rief, steckte sie resolut ihren Hut fest. «Danke, ich tu' besser das, was er sagt», meinte sie verlegen.

Alexandra und Marie begleiteten Signa zum Tor und sahen dem Aufbruch der Gesellschaft zu. Voran fuhr der alte Ivar mit dem Wagen. Das junge Paar folgte zu Fuß, jeder führte eine Kuh. Noch bevor sie außer Hörweite waren, lachte Emil laut los.

«Die beiden werden bestimmt vorankommen», meinte Alexandra, als sie ins Haus zurückkehrten. «Sie wollen kein Risiko eingehen. Sie fühlen sich sicherer, wenn sie die Kühe im eigenen Stall haben. Marie, das nächste Mal lasse ich mir aus Schweden eine alte Frau kommen. Kaum habe ich die Mädchen angelernt, richte ich ihnen die Hochzeit aus.»

«Ich verstehe Signa überhaupt nicht. Warum heiratet sie bloß diesen mürrischen Burschen?» sagte Marie. «Ich wollte sie mit dem netten jungen Smirka zusammenbringen, der letzten Winter bei uns gearbeitet hat; ich glaube, sie mochte ihn auch.»

«Ja, das schien mir auch so», stimmte Alexandra zu. «Aber ich glaube, sie hatte zuviel Angst vor Nelse, um einen anderen zu nehmen. Wenn ich so drüber nachdenke – fast alle meine Mädchen haben Männer geheiratet, vor denen sie Angst hatten. Mir scheint, die meisten Schwedinnen sind den Kühen recht ähnlich. Ihr zartbesaiteten Böhmen könnt das natürlich nicht verstehen. Wir sind ein schrecklich nüchternes Volk und glauben vermutlich, daß

ein schlechtgelaunter Mann einen guten Haushalter abgibt.»

Marie drehte sich achselzuckend um und steckte eine Locke auf, die ihr in den Nacken gefallen war. Irgendwie machte Alexandra sie in der letzten Zeit nervös. Alle machten sie nervös. Sie hatte sie alle satt. «Ich gehe allein nach Hause, Emil. Du brauchst deinen Hut gar nicht erst zu holen.» Hastig band sie sich den Schal um den Kopf. «Gute Nacht, Alexandra!» sagte sie mit gepreßter Stimme und lief den Kiesweg hinunter.

Emil folgte ihr mit langen Schritten, bis er sie eingeholt hatte. Nun ging sie langsamer. Es war Nacht, ein warmer Wind wehte, die Sterne flimmerten schwach, und über den Feldern tanzten Glühwürmchen.

«Marie», sagte Emil, nachdem sie eine ganze Weile nebeneinander hergegangen waren, «weißt du überhaupt, wie unglücklich ich bin?»

Marie gab keine Antwort. Sie senkte ein wenig den Kopf. Emil stieß einen Erdklumpen aus dem Weg und fuhr fort: «Ich möchte wissen, ob du wirklich so oberflächlich bist, wie du scheinst. Manchmal glaube ich, einer ist dir so lieb wie der andere. Es scheint dir gleich zu sein, ob ich es bin oder Raoul Marcel oder Jan Smirka. Bist du wirklich so?»

«Vielleicht. Was soll ich denn deiner Meinung nach tun? Herumsitzen und den ganzen Tag weinen? Wenn ich geweint habe, bis ich nicht mehr weinen kann, dann – dann – muß ich etwas anderes tun.»

«Hast du denn Mitleid mit mir?» fragte er beharrlich weiter.

«Nein, das habe ich nicht. Denn wenn ich stark und frei wäre wie du, würde ich nicht zulassen, daß mich irgend etwas unglücklich macht. Ich würde keiner Frau nachlaufen, wie der alte Napoleon Brunot auf dem Basar sagte. Ich würde den ersten besten Zug besteigen und auf und davon fahren und mein Leben genießen.»

«Das habe ich versucht, aber es hat nichts geholfen. Die Erinnerung ließ mich nicht los, und je schöner es irgendwo war, um so mehr wollte ich dich.» Sie hatten den Zauntritt erreicht, und Emil zeigte bittend darauf. «Setz dich doch einen Augenblick, ich möchte dich etwas fragen.» Marie setzte sich auf die oberste Stufe, und Emil trat dicht an sie heran. «Wenn es mir helfen würde zurechtzukommen, würdest du mir dann eine Frage beantworten, die mich im Grunde nichts angeht? Ja? Dann sag mir, bitte sag mir, warum du mit Frank Shabata durchgebrannt bist.»

Marie zuckte zusammen. «Weil ich in ihn verliebt war», sagte sie dann fest.

«Wirklich?» fragte er ungläubig.

«Ja, wirklich. Sehr verliebt. Ich glaube, ich habe sogar vorgeschlagen, daß wir durchbrennen. Es war von Anfang an mehr meine Schuld als seine.»

Emil wandte sein Gesicht ab.

«Und das», fuhr Marie fort, «darf ich niemals vergessen. Frank ist heute noch genau der gleiche wie damals, aber ich habe damals nur das gesehen, was ich sehen wollte. Ich wollte meinen Kopf durchsetzen, und jetzt muß ich dafür zahlen.»

«Nicht du allein.»

«Ja. Wenn man einen Fehler macht, weiß man nie, welche Folgen er haben wird. Aber du kannst fortgehen, du kannst alles hinter dir lassen.»

«Nicht alles. *Dich* kann ich nicht hinter mir lassen. Marie – willst du mit mir fortgehen?»

Marie fuhr auf und sprang über den Zauntritt. «Emil! Wie kannst du so etwas sagen! Ich bin nicht so eine, und du weißt das. Aber was soll ich nur machen, wenn du mich dauernd so quälst?» fügte sie kläglich hinzu.

«Marie, ich quäle dich nicht mehr, wenn du mir nur eines sagst. Bleib noch einen Augenblick und schau mich an. Nein, niemand kann uns sehen. Alle schlafen. Das war nur ein Glühwürmchen. Marie! Bleib stehen, bitte, und sag es mir!»

Emil holte sie ein, faßte sie an den Schultern und schüttelte sie sanft, als versuche er, eine Schlafwandlerin zu wecken.

Marie verbarg ihr Gesicht an seinem Arm. «Frag mich nichts mehr. Ich weiß nichts, nur, wie unglücklich ich bin. Und ich dachte, es wäre alles gut, wenn du zurückkämst. Oh, Emil!» Sie klammerte sich an seinen Ärmel und begann zu weinen. «Was soll ich nur tun, wenn du nicht gehst? Ich kann nicht, und einer von uns muß gehen. Kannst du das nicht einsehen?»

Emil schaute auf sie hinunter; er hielt sich sehr gerade, und der Arm, den sie umfaßt hielt, wurde starr. Ihr weißes Kleid wirkte in der Dunkelheit grau. Sie glich einem ruhelosen Geist, einem Schatten aus der Unterwelt, der sich an ihn klammerte und flehte, ihm Frieden zu geben. Hinter ihr tanzten die Glühwürmchen über dem Weizen-

feld. Emil legte ihr die Hand auf den gesenkten Kopf. «Bei meiner Ehre, Marie, wenn du mir sagst, daß du mich liebst, will ich gehen.»

Sie hob das Gesicht und sah ihn an. «Aber wie könnte ich denn anders? Wußtest du es nicht?»

Jetzt war es Emil, der zitterte. Er bebte an allen Gliedern. Nachdem er Marie am Tor verlassen hatte, wanderte er die ganze Nacht über die Felder, bis am Morgen Glühwürmchen und Sterne verloschen.

5

Eine Woche nach Signas Hochzeit kniete Emil eines Abends im Wohnzimmer vor einer Kiste und packte seine Bücher. Von Zeit zu Zeit stand er auf und ging durchs Haus, suchte verstreute Bände zusammen und trug sie lustlos zu seiner Kiste. Er packte ohne große Begeisterung. Von der Zukunft erwartete er nicht viel. Alexandra saß am Tisch und nähte. Am Nachmittag hatte sie ihm beim Kofferpacken geholfen. Wenn Emil mit seinen Büchern an ihrem Stuhl vorbeikam, dachte er, daß es ihm seit dem ersten Mal, als er zur Schule fortgemußt hatte, noch nie so schwergefallen war, seine Schwester zu verlassen. Er wollte jetzt nach Omaha und sich dort im Büro eines schwedischen Rechtsanwalts einige juristische Kenntnisse aneignen, ab Oktober würde er dann in Ann Arbor Jura studieren. Alexandra sollte um die Weihnachtszeit nach Michigan kommen – für sie eine weite Reise – und ein paar Wochen bei ihm bleiben. Trotzdem fühlte er, daß

dieser Abschied anders als frühere etwas Endgültiges, einen Bruch mit der alten Heimat, bedeutete und den Beginn von etwas Neuem – was es sein würde, wußte er nicht. Seine Gedanken über die Zukunft gingen ins Leere; je mehr er versuchte, über sie nachzudenken, desto unklarer wurden seine Vorstellungen. Nur eins war klar, sagte er sich, es war höchste Zeit, seine Dankesschuld an Alexandra abzutragen, und das mußte als Ansporn genügen.

Während er umherwanderte und seine Bücher zusammentrug, war es ihm, als löse er sich von allen Wurzeln. Schließlich warf er sich auf das alte verschlissene Sofa, auf dem er als Kind geschlafen hatte. Auf dem Rücken liegend starrte er zu den vertrauten Rissen in der Zimmerdecke empor.

«Müde, Emil?» fragte seine Schwester.

«Faul», murmelte er, drehte sich zu ihr und schaute sie an. Eine ganze Weile betrachtete er ihre von der Lampe beschienenen Züge. Es war ihm nie aufgefallen, daß seine Schwester eine schöne Frau war, bis Marie Shabata es ihm einmal gesagt hatte. Er hatte immer nur die Schwester in ihr gesehen, nie die Frau. Jetzt verglich er ihren gesenkten Kopf mit dem Porträt des alten Bergson über der Lampe. «Nein», dachte er, «daher hat sie es nicht. Ich glaube, ich bin ihm ähnlicher.»

«Alexandra», sagte er unvermittelt, »der alte Nußbaumsekretär, den du als Schreibtisch benutzt, hat Vater gehört, nicht wahr?»

Alexandra nähte ruhig weiter. «Ja, er war eins der ersten Möbel, die Vater für das alte Blockhaus kaufte. In jenen Tagen war das ein großer Luxus. Aber er schrieb sehr viele

Briefe in die Heimat. Er hatte viele Freunde dort, und sie schrieben ihm bis zu seinem Tod. Niemand machte ihm Großvaters Vergehen zum Vorwurf. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er sonntags in seinem weißen Hemd dasaß und sorgfältig Seite um Seite schrieb. Er hatte eine schöne regelmäßige Handschrift, sie sah aus wie gestochen. Deine ähnelt ihr ein wenig, wenn du dir Mühe gibst.»

«Großvater war wirklich ein Gauner, nicht wahr?»

«Er heiratete eine gewissenlose Frau und dann – dann, fürchte ich, wurde er wirklich zum Gauner. In der ersten Zeit hier träumte Vater davon, er könne ein Vermögen verdienen und nach Schweden zurückkehren, um den armen Matrosen das Geld wiederzugeben, das Großvater verloren hatte.»

Emil richtete sich auf. «Das wäre mal was gewesen, was meinst du? Vater war wohl ganz anders als Lou und Oscar, oder? Ich kann mich nicht recht erinnern, wie er vor seiner Krankheit war.»

«O nein, sie sind ihm gar nicht ähnlich!» Alexandra ließ die Handarbeit in den Schoß sinken. «Er hatte viel mehr Möglichkeiten: nicht um Geld zu verdienen, aber um etwas aus sich zu machen. Er war ein stiller Mann, aber er war sehr klug. Du wärst stolz auf ihn gewesen, Emil.»

Alexandra spürte, wie wichtig es für ihn war, daß unter seinen nächsten Verwandten zumindest einer war, den er bewundern konnte. Sie wußte, daß Emil sich Lous und Oscars schämte, weil sie bigott und selbstgefällig waren. Er sprach nicht oft über sie, aber Alexandra spürte seine Abneigung. Die Brüder dagegen hatten von dem Augen-

blick an, wo er auf die Schule gegangen war, ihr Mißfallen offen gezeigt. Nur wenn er auf der Universität versagt hätte, wären sie zufrieden gewesen. So aber nahmen sie ihm alles übel: jede Veränderung in seiner Ausdrucksweise, in seiner Kleidung, in seinen Ansichten – obwohl sie letztere nur erraten konnten, da Emil es vermied, mit ihnen über irgend etwas anderes als Familienangelegenheiten zu reden. Sie sahen in ihm nur einen Wichtigtuer.

Alexandra nahm ihre Näharbeit wieder auf. «Ich kann mich noch erinnern, wie Vater als junger Mann war. Er gehörte einer musikalischen Gesellschaft in Stockholm an, einem Männerchor. Ich weiß noch, wie ich Mutter begleitete, um ihn singen zu hören. Es müssen an die hundert Sänger gewesen sein, alle in langen schwarzen Röcken und weißen Krawatten. Ich kannte Vater sonst nur im blauen Rock, einer Art Jacke; als ich ihn oben auf dem Podium entdeckte, war ich sehr stolz. Erinnerst du dich noch an das schwedische Lied vom Schiffsjungen, das er dir beibrachte?»

«Ja. Ich habe es den Mexikanern oft vorgesungen. Sie lieben alles Fremde.» Emil machte eine Pause. «Vater hat hier wohl schwer kämpfen müssen, nicht wahr?» fügte er nachdenklich hinzu.

«Ja. Und er starb in einer schlimmen Zeit. Und doch hat er die Hoffnung nie aufgegeben. Er glaubte an dieses Land.»

«Und an dich», dachte Emil. Ein anderes Schweigen war jetzt zwischen ihnen, das warme, beredte Schweigen gegenseitigen Verstehens. Manche ihrer schönsten Stunden hatten Emil und Alexandra so verbracht.

Nach einer Weile sagte Emil unvermittelt: «Für Lou und Oscar wäre es besser, wenn sie arm wären, meinst du nicht?»

Alexandra lächelte. «Kann sein. Aber nicht für ihre Kinder. Auf Milly setze ich große Hoffnungen.»

Emil überlief ein Frösteln. «Ich weiß nicht. Mir scheint, daß es mit der Zeit immer schlimmer wird mit ihnen. Das Unangenehme an den Schweden ist, daß sie nie wahrhaben wollen, wieviel sie *nicht* wissen. So war es auch auf der Universität. Immer mit sich zufrieden! Und man kommt einfach nicht gegen dieses selbstgefällige Grinsen an! Da sind die Böhmen und Deutschen ganz anders.»

«Laß das, Emil, sprich nicht so von deinen Landsleuten. Vater war nicht eingebildet, Onkel Otto war es auch nicht. Sogar Lou und Oscar waren es nicht, als sie jung waren.»

Emil machte ein skeptisches Gesicht, aber er ließ es auf sich beruhen. Er drehte sich wieder auf den Rücken, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lag so lange Zeit, ohne sich zu rühren, und blickte zur Decke. Alexandra wußte, daß er über vieles nachdachte. Um Emil machte sie sich keine Sorge. An ihn glaubte sie, hatte es immer getan, so wie sie an das Land geglaubt hatte. Er war noch mehr er selbst geworden, seit er aus Mexiko zurückgekommen war. Er schien froh, wieder zu Hause zu sein, und ihr Verhältnis war wie früher. Sie zweifelte nicht daran, daß die Zeit des Wanderns für ihn vorbei war, er bald seßhaft werden würde.

«Alexandra», sagte Emil plötzlich, «erinnerst du dich noch an die Wildente, die wir damals unten am Fluß sahen?»

Seine Schwester schaute auf. «Ich denke oft an sie. Irgendwie habe ich das Gefühl, sie ist immer noch da, wie damals.»

«Mir geht es ähnlich. Es ist schon seltsam, an was man sich erinnert und was man vergißt.» Gähnend setzte er sich auf. «Na, es ist wohl Zeit, schlafen zu gehen.» Er stand auf, ging zu Alexandra, beugte sich über sie und küßte sie leicht auf die Wange. «Gute Nacht, Schwester. Ich glaube, wir haben dir viel zu verdanken.»

Emil nahm seine Lampe und ging hinauf. Alexandra blieb sitzen, um die letzten Stiche an dem neuen Nachthemd zu tun, das noch obenauf in den Koffer sollte.

4

Am folgenden Morgen buk Angélique, Amédées Frau, in der Küche Pasteten; die alte Frau Chevalier half ihr. Zwischen Arbeitstisch und Herd stand die alte Wiege, in der schon Amédée geschlafen hatte und in der nun sein schwarzäugiger Sohn lag. Als Angélique mit vor Aufregung hochroten Wangen und mehligen Händen einen Augenblick stehenblieb und dem Baby zulächelte, ritt Emil Bergson an der Küchentür vor und stieg von seinem Pferd.

«Médée ist draußen auf dem Feld, Emil!» rief Angélique und eilte durch die Küche zum Backofen. «Heute fängt er mit der Weizenernte an. Es ist der erste Weizen in der ganzen Gegend, der schon schnittreif ist. Er hat eine neue Ährenköpfmaschine angeschafft, mußt du wissen,

weil der Weizen in diesem Jahr so niedrig steht. Ich hoffe, er kann den Ährenköpfer an die Nachbarn vermieten, er hat einen Haufen Geld gekostet. Er und seine Vettern haben auch gemeinsam eine Dampfdreschmaschine gekauft. Du solltest hinausgehen und dir anschauen, wie die Ährenköpfmaschine arbeitet. Obwohl ich für so viele Männer kochen muß, habe ich heute morgen eine ganze Stunde lang zugeschaut. Er hat viele Arbeiter, aber er ist der einzige, der weiß, wie man den Ährenköpfer fährt und die Maschine richtig bedient. Deshalb muß er überall gleichzeitig sein, und dabei ist er krank und gehörte ins Bett.»

Emil beugte sich über die Wiege und versuchte, Hector Baptiste dazu zu bewegen, ihn mit seinen runden Kulleraugen anzusehen. «Krank? Was fehlt denn deinem Papi, Kleiner? Hat er dich die ganze Nacht herumtragen müssen?»

Angélique rümpfte die Nase. «Das hätte gerade noch gefehlt! Solche Babys haben wir nicht. Im Gegenteil, der Vater hat Baptiste wachgehalten, die ganze Nacht mußte ich immer wieder aufstehen und ihm heiße Senfpflaster auf den Bauch legen. Er hatte entsetzliche Krämpfe. Heute früh behauptete er, es ginge ihm besser, aber ich meine trotzdem, es ist nicht gut für ihn, auf dem Feld zu arbeiten, wo es so heiß ist.»

Sehr besorgt klang Angélique allerdings nicht; nicht, daß sie gleichgültig gewesen wäre, sie fühlte sich in ihrem Glück ganz einfach sicher. Einem so wohlhabenden, energischen, gutaussehenden jungen Mann wie Amédée, der ein Baby in der Wiege und eine neue Ährenköpfmaschine auf dem Feld hatte, konnte nichts Böses geschehen.

Emil strich über den schwarzen Flaum auf Baptistes Köpfchen. «Ich sage dir, Angélique, eine von Médées Großmüttern, vor langer Zeit, muß eine Squaw gewesen sein. Der Bengel gleicht haargenau einem Indianerbaby.»

Angélique schnitt ihm eine Grimasse. Aber bei der alten Mrs. Chevalier hatte er einen wunden Punkt berührt, und sie redete so schnell und hitzig in ihrem alten bäuerlichen Französisch auf ihn ein, daß er aus der Küche flüchtete und sein Pferd bestieg.

Vom Sattel aus öffnete Emil das Weidegatter und ritt querfeldein zu dem freien Platz, wo der Drescher stand, der von einer transportablen Dampfmaschine angetrieben und aus den Auffangbehältern des Ährenköpfers gespeist wurde. Da Amédée nicht bei der Maschine war, ritt Emil weiter zum Weizenfeld. Hier entdeckte er auf dem Ährenköpfer die schlanke, drahtige Gestalt seines Freundes, ohne Jacke, im weißen, vom Wind geblähten Hemd, den Strohhut keck auf dem Kopf. Sechs schwere Ackergäule trotteten in schnellem Schritt nebeneinander und zogen den Ährenköpfer, eigentlich stießen sie ihn eher; da sie diese Arbeit noch nicht gewohnt waren, erforderten sie Amédées volle Aufmerksamkeit, besonders in der Kehre, wo sie sich teilten und je drei und drei wieder auf eine Linie wendeten, ein Manöver, so schwierig wie eine Schwenkung bei der Artillerie. Emil bewunderte seinen Freund aufs neue. Zugleich spürte er den alten Neid auf die Fähigkeit Amédées, immer ganz und ungeteilt bei der Sache zu sein, die er gerade vorhatte; was es auch immer war, für ihn war es dann das Wichtigste von der Welt. «Ich muß Alexandra hierherbringen, damit sie diese Ähren-

köpfmaschine in Betrieb sieht», dachte er. «Sie ist fabelhaft.»

Als Amédée Emil sah, winkte er ihm zu und rief einen seiner zwanzig Vettern, um ihm die Zügel zu übergeben. Er sprang vom Ährenköpfer, ohne die Pferde anzuhalten, und lief zu Emil, der inzwischen abgesessen war. «Komm mit!» rief er. «Ich muß mal kurz nach der Maschine sehen. Ich hab' einen Neuling dran und muß auf ihn aufpassen.»

Emil fand, daß sein Freund unnatürlich rot war und aufgeregter, als es selbst der Hochbetrieb zur Erntezeit auf einer großen Farm rechtfertigte. Als sie an einem Schober vom letzten Jahr vorüberkamen, griff Amédée sich plötzlich an die rechte Seite und ließ sich ins Stroh fallen. «Au! Ich habe schreckliche Schmerzen, Emil! Irgend etwas ist bei mir da drin nicht in Ordnung, ganz bestimmt.»

Emil fühlte seine fiebrige Backe. «Du solltest sofort ins Bett gehen, Médée, und den Arzt anrufen. Unbedingt.»

Amédée taumelte hoch und schüttelte verzweifelt den Kopf. «Wie kann ich das denn! Ich hab' keine Zeit, krank zu sein. Ich muß mich hier um Maschinen kümmern, die dreitausend Dollar wert sind, und der Weizen ist schon so reif, daß er nächste Woche streuen wird. Mein Weizen ist kurz, aber die Ähren sind groß und voll. Warum wird der denn so langsam? Wir haben wohl nicht genügend Behälter für die Dreschmaschine, glaube ich.»

Amédée stürmte so schnell er konnte über die Stoppeln – dabei krümmte er sich ein wenig nach rechts – und winkte dem Mann an der Maschine, daß er sie auf gar keinen Fall abstellen solle.

Emil begriff, daß jetzt keine Zeit war, über seine eige-

nen Angelegenheiten zu sprechen. Er schwang sich aufs Pferd und ritt nach St. Agnes weiter, um sich von seinen Freunden dort zu verabschieden. Er ging zuerst zu Raoul Marcel, der in aller Unbefangenheit das Gloria für die große Firmungsfeier am kommenden Sonntag übte, während er die Spiegel im Lokal seines Vaters blank putzte.

Als Emil nachmittags um drei nach Hause ritt, sah er, wie Amédée auf zwei seiner Vettern gestützt aus dem Weizenfeld wankte. Er hielt an und half ihnen, seinen Freund ins Bett zu schaffen.

5

Als Frank Shabata an diesem Abend um fünf Uhr von der Arbeit kam, rief Raouls Vater, der alte Moses Marcel, an, um ihm zu erzählen, daß Amédée auf dem Feld einen Anfall gehabt habe und daß Doktor Paradis ihn operieren wolle, sobald der Arzt aus Hanover käme, um dabei zu assistieren. Frank erwähnte es kurz bei Tisch, schlang sein Essen hinunter und ritt nach St. Agnes, wo man Amédées Fall in Marcels Lokal voller Anteilnahme diskutieren würde.

Sobald Frank fort war, telefonierte Marie mit Alexandra. Es war tröstlich für sie, die Stimme der Freundin zu hören. Ja, Alexandra wußte, was über Amédée zu wissen war. Emil sei dabei gewesen, als sie ihn vom Feld getragen hatten, und bei ihm geblieben, bis die Ärzte ihn um fünf Uhr am Blinddarm operiert hatten. Sie fürchteten, daß es zu spät sei, die Operation hätte schon vor drei Tagen

vorgenommen werden müssen. Amédée ginge es sehr schlecht. Emil sei gerade heimgekommen, völlig erschöpft und selber ganz elend. Sie habe ihm einen Brandy gegeben und ihn ins Bett geschickt.

Marie hängte den Hörer ein. Die Erkrankung des armen Amédée hatte für sie eine neue Bedeutung bekommen, nun da sie wußte, daß Emil bei ihm gewesen war. Und wie leicht hätte es umgekehrt sein können – Emil krank und Amédée traurig. Marie sah sich im dämmrigen Wohnzimmer um. Sie hatte sich selten so vollkommen verlassen gefühlt. Wenn Emil schon schlief, bestand keine Aussicht mehr, daß er noch zu ihr kam; und sie konnte nicht zu Alexandra gehen, um Trost zu finden. Sie wollte ihr alles erzählen, sobald Emil fort war, und was dann noch zwischen ihnen bestehen bliebe, würde ehrlich sein.

Aber sie konnte es an diesem Abend zu Hause nicht aushalten. Wohin sollte sie gehen? Langsam schlenderte sie durch den Obstgarten, wo die Abendluft schwer war vom Geruch wilder Baumwolle. Der frische, herbe Duft der wilden Rosen hatte diesem stärkeren Parfüm des Hochsommers weichen müssen. Wo die rötlich-grauen Kugeln an ihren milchigen Stengeln hingen, war die Luft von ihrem Hauch getränkt. Der Himmel war im Westen noch rot, und der Abendstern stand genau über Bergsons Windrad. An der Ecke des Weizenfeldes stieg Marie über den Zaun und wanderte den Weg entlang, der zu Alexandra führte. Sie fühlte sich verletzt, weil Emil nicht zu ihr gekommen war, um ihr von Amédée zu erzählen. Es erschien ihr so unnatürlich, daß er nicht gekommen war. Wenn sie Sorgen hätte, wäre er ganz bestimmt der einzige

Mensch auf der Welt, den sie sehen wollte. Vielleicht gab er ihr auf diese Art zu verstehen, daß er für sie schon so gut wie fort sei.

Langsam und unsicher, einem weißen Nachtfalter über den Feldern ähnlich, stahl Marie sich den Weg entlang. Endlos wie das Land schienen die Jahre sich vor ihr zu erstrecken: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Frühling... Immer die gleichen geduldigen Felder, die geduldigen kleinen Bäume, geduldige Menschen, immer das gleiche Sehnen, das gleiche Zerren an der Kette – bis der Lebenswille sich endlich aufgerieben, ausgeblutet und erschöpft hatte, bis eine tote Frau an der Kette hing, von der man sie nun behutsam befreien konnte. So ging Marie dahin, den Blick hatte sie zum fernen, unerreichbaren Abendstern erhoben.

Als sie den Zauntritt erreichte, setzte sie sich hin und wartete. Wie schwer war es doch, einen Menschen zu lieben, dessen Leben man nicht wirklich teilen konnte.

Ja, für sie war Emil schon fort. Sie würden sich nie wiedersehen. Zu sagen gab es nichts mehr. Der letzte Pfennig des Kleingelds war ausgegeben, es blieb nur noch das Gold. Die Tage der kleinen Geschenke waren vorüber. Sie konnten einander nur noch ihr Herz geben. Emil war fort, wie würde ihr Leben nun aussehen? In gewisser Weise würde es leichter sein: wenigstens würde sie nicht länger in ständiger Angst leben. Wenn Emil fort und erst einmal an der Arbeit sein würde, würde sie nicht mehr das Gefühl haben, sein Leben zu zerstören. Und mit den Erinnerungen, die ihr blieben, konnte sie umgehen, wie sie wollte. Damit würde sie niemandem weh tun als sich

selber, und das war allein ihre Sache. Der Fall lag klar. Wenn eine Frau einen Mann liebt und sich dann zu seinen Lebzeiten in einen anderen verliebt, so weiß jeder, was er von ihr zu halten hat. Was aus ihr wurde, war unwichtig, wenn sie nur andere nicht in ihre Schuld verstrickte. War Emil erst einmal fort, konnte sie alles andere auf sich beruhen lassen und ein neues Leben in vollkommener Liebe beginnen.

Marie verließ den Zauntritt zögernd. Sie hatte trotz allem gehofft, daß er kommen würde, obwohl sie sich sagte, daß sie froh sein müsse, wenn er schlief. Sie verließ den Weg und ging über die Weide. Der Mond war fast voll. Irgendwo auf den Feldern schrie eine Eule. Ihr war kaum bewußt gewesen, wohin sie ging, als plötzlich der Teich, an dem Emil die Enten geschossen hatte, vor ihr glitzerte. Sie blieb stehen und betrachtete ihn. Ja, es gab einen Weg aus diesem Leben, einen schmutzigen Weg, doch wenn man entschlossen genug war... Aber sie wollte nicht sterben. Sie wollte leben und träumen – hundert Jahre lang, in alle Ewigkeit. Solange sie noch das süße Beben in ihrem Herzen verspürte, solange ihre Brust diesen schmerzlichen Reichtum noch fassen konnte. So mußte auch der Teich fühlen, wenn er wie jetzt den Mond in sich barg, das goldene Bild umschloß und bis an den Rand davon erfüllt war.

Alexandra traf Emil am Morgen im Wohnzimmer, als er gerade heruntergekommen war. Sie legte ihm die Hände auf die Schultern. «Emil, ich war schon bei Tagesanbruch in deinem Zimmer, aber du hast so fest geschlafen, daß ich es nicht übers Herz brachte, dich zu wecken. Du hättest

doch nichts ändern können, darum ließ ich dich schlafen. Von St. Agnes wurde angerufen. Heute früh um drei Uhr ist Amédée gestorben.»

6

Die Kirche hat sich immer dazu bekannt, daß das Leben den Lebenden gehört. So richtete am Samstag, während ein Teil der Einwohner von St. Agnes um Amédée trauerte und die schwarzen Kleider für die Beisetzung am Montag zurechtlegte, der andere Teil die weißen Kleider und Schleier für den großen Gottesdienst am folgenden Tag, in dem der Bischof einhundert Jungen und Mädchen firmen sollte, zurecht. Pater Duchesne teilte seine Zeit zwischen den Lebenden und den Toten. Den ganzen Samstag bot die Kirche ein Bild emsiger Geschäftigkeit, ein wenig gedämpft durch die Gedanken an Amédée. Der Chor probte unermüdlich eine Messe von Rossini, die er für diese Gelegenheit eingeübt hatte. Die Frauen schmückten den Altar, die Jungen und Mädchen brachten Blumen.

Am Sonntagmorgen sollte der Bischof von Hanover aus über Land nach St. Agnes kommen, und man hatte Emil Bergson gebeten, in der vierzig Mann starken Kavalkade, die der bischöflichen Kutsche entgegenreiten sollte, einen von Amédées Vettern zu vertreten. Sonntagfrüh um sechs Uhr trafen sich die jungen Männer vor der Kirche. Sie hielten die Zügel ihrer Pferde und sprachen mit leiser Stimme von ihrem toten Freund. Wieder und wieder sagten sie, Amédée sei immer ein guter Junge gewesen

und schauten dabei auf die rote Backsteinkirche, die eine so wichtige Rolle in seinem Leben gespielt hatte und Schauplatz seiner feierlichsten und glücklichsten Augenblicke gewesen war. In ihrem Schatten hatte er gespielt und sich gebalgt und gesungen und um Angélique geworben. Erst vor drei Wochen hatte er stolz seinen Sohn dorthin zur Taufe getragen. Sie zweifelten nicht, daß dieser unsichtbare Arm Amédée noch immer hielt und daß er aus der irdischen Gemeinde in die himmlische Gemeinde eingegangen war, das Ziel der Hoffnung und des Glaubens so vieler Jahrhunderte.

Als der Befehl zum Aufsitzen gegeben war, ritten die jungen Leute im Schritt aus dem Dorf. Doch draußen zwischen den Weizenfeldern und in der Morgensonne gingen die Pferde und ihre Jugend mit ihnen durch. Eine Woge von Eifer und freudiger Begeisterung erfaßte sie. Sie sehnten sich nach einem Jerusalem, das sie hätten befreien können. Der Donner der galoppierenden Hufe unterbrach so manches bäuerliche Frühstück und lockte Frauen und Kinder an die Türen der Farmhäuser, wenn sie vorüberjagten. Fünf Meilen östlich von St. Agnes trafen sie den Bischof in seiner Kutsche, er wurde von zwei Priestern begleitet. Wie *ein* Mann schwangen die jungen Leute zum ehrfurchtsvollen Gruß ihre Hüte und beugten die Köpfe, als der schöne alte Mann zwei Finger zum bischöflichen Segen hob. Die Reiter scharten sich wie eine Leibwache um den Wagen. Jedesmal, wenn ein unruhiges Pferd ausbrach und dem Zug voraus die Straße hinuntersprengte, lachte der Bischof und rieb sich die rundlichen Hände. «Feine Kerle!»

sagte er zu seinen Priestern. «Die Kirche hat noch ihre Kavallerie.»

Als der Trupp am Friedhof eine halbe Meile östlich des Orts vorüberkam – die erste, hölzerne Kirche der Gemeinde hatte dort gestanden –, war der alte Pierre Séguin schon Hacke und Schaufel draußen und grub Amédées Grab. Er kniete nieder und entblößte den Kopf, als der Bischof vorüberfuhr. Wie auf Verabredung sahen die jungen Leute vom alten Pierre auf die rote Kirche auf dem Hügel, deren goldenes Kreuz von der Turmspitze leuchtete.

Die Messe war um elf Uhr. Während die Kirche sich füllte, wartete Emil Bergson draußen und beobachtete die Bauernwagen und Einspänner, die den Hügel heraufgefahren kamen. Die Glocke läutete schon, da sah er Frank Shabata heranreiten und sein Pferd am Zügelholm festmachen. Marie würde also nicht kommen. Emil wandte sich um und betrat die Kirche. Amédées Platz war als einziger leer geblieben, und er setzte sich dorthin. Einige von Amédées Vettern waren da, sie trugen Schwarz und weinten. Als alle Bänke besetzt waren, drängten sich die alten Männer und die ganz jungen im hinteren Teil der Kirche zusammen und knieten auf dem nackten Boden. Es gab wohl kaum eine Familie im Ort, die nicht mindestens einen Vetter oder eine Kusine unter den Firmlingen hatte. Es war ein wundervoller Anblick, als die Kinder mit den klaren, andächtigen Gesichtern einzogen und sich auf den vordersten, für sie freigehaltenen Bänken niederließen. Schon vor Beginn der Messe herrschte eine feierliche Stimmung. Noch nie hatte der Chor so herrlich gesungen, und Raoul Marcels ‹Gloria› ließ sogar den Bischof zur Orgelempore

aufsehen. Beim Offertorium sang er das ‹Ave Maria› von Gounod, in St. Agnes nur ‹Das Ave Maria› genannt.

Emil begann sich Maries wegen mit Fragen zu quälen. War sie krank? Hatte sie sich mit ihrem Mann gestritten? War sie so unglücklich, daß sie nicht einmal mehr hier Trost fand? Hatte sie vielleicht gedacht, er würde zu ihr kommen? Wartete sie auf ihn? Erregung und Kummer bestimmten sein ganzes Denken, und so zog ihn die feierliche und erhebende Stimmung des Gottesdienstes mit Leib und Seele in ihren Bann. Als er Raouls Gesang lauschte, schien er sich über die widerstreitenden Gefühle, die ihn wie ein Wirbel in die Tiefe gezogen hatten, zu erheben. Eine Erkenntnis brach wie helles Licht in sein Innerstes: Das Gute war trotz allem mächtiger als das Böse, und das Gute war den Menschen möglich. Er fühlte sich entrückt, glaubte zu begreifen, daß hier ein Ort war, an dem er ewig lieben konnte, unbeirrt und ohne Sünde. Beruhigt blickte er über die Köpfe der Leute hinweg zu Frank Shabata hinüber. Diese Entrückung mußte man fühlen; für Leute, die das nicht konnten, gab es sie nicht. Er begehrte nichts, was Frank Shabata gehörte. Die Liebe, die sich ihm in der Musik offenbart hatte, war sein. Frank war ihr nie begegnet, würde ihr nie begegnen, lebte er auch tausend Jahre neben ihr. Und wäre er ihr begegnet, so hätte er sie erschlagen, wie Herodes die Unschuldigen erschlug und Rom die Märtyrer.

«Sanc – ta Mari – i – ia»,

klagte Raouls Stimme von der Orgelempore:

«O – ra pro no – o – bis!»

Es kam Emil nicht in den Sinn, daß vor ihm auch andere so argumentiert haben könnten, daß er nicht der erste war, dem diese zweifelhafte Offenbarung der Musik zuteil wurde.

Der Firmungsgottesdienst fand nach der Messe statt. Als er vorbei war, umringte die Gemeinde die neuen Kommunikanten. Die Mädchen, ja sogar die Jungen, wurden geküßt und umarmt. Tanten und Großmütter vergossen Freudentränen. Die Hausfrauen hatten Mühe, sich dem freudigen Tumult zu entziehen, um in ihre Küchen zurückzueilen. Die Gemeindemitglieder, die auf dem Land lebten, blieben zum Essen im Ort, und fast jedes Haus in St. Agnes hatte an dem Tag Besuch. Pater Duchesne, der Bischof und die ihn begleitenden Priester speisten bei Fabian Sauvage, dem Bankier. Emil und Frank Shabata waren beide Gäste des alten Moïse Marcel. Nach dem Essen zogen Frank und der alte Moïse sich ins Hinterzimmer des Lokals zurück, um dort Karten zu spielen und Kognak zu trinken, und Emil begleitete Raoul, der dem Bischof etwas vorsingen sollte, zum Bankier hinüber.

Gegen drei Uhr hielt Emil es nicht länger aus. Während der ‹Heiligen Stadt› stahl er sich hinaus – Malvina sah ihm wehmütig nach – und ging in den Stall zu seinem Pferd. Seine Erregung hatte jetzt den Punkt erreicht, an dem sich alle Perspektiven verschieben: Das Leben scheint kurz und einfach, der Tod sehr nahe, und die Seele glaubt, sich adlergleich emporzuschwingen. Als er am Friedhof vorüberritt, sah er die dunkle Grube, in der Amédée ruhen sollte, und empfand kein Grauen. Auch dies war schön,

dies schlichte Tor ins Vergessen. Das Herz, das überströmt von Leben, sehnt sich nach dieser dunklen Grube, und die Verzückung kennt keine Todesfurcht. Nur die Alten und Armen und Krüppel schrecken vor dem Grab zurück. Doch die Jungen, die Leidenschaftlichen und Hochherzigen werben um den Tod. Erst als Emil den Friedhof hinter sich gelassen hatte, wurde er sich bewußt, wohin er ritt. Die Stunde des Abschieds war da. Vielleicht war es das letzte Mal, daß er mit ihr allein sein würde, und heute konnte er sie ohne Groll und Bitterkeit verlassen.

Überall stand das Getreide in voller Reife, und der heiße Nachmittag war erfüllt vom Duft des Weizens wie ein Backofen vom Duft des gebackenen Brotes. Wie ein freundlicher Traum strich der Hauch des Weizens und des süßen Klees an ihm vorüber. Er konnte nichts anderes empfinden, als die sich verringernde Entfernung. Seine Stute schien dahinzufliegen oder wie ein Zug unaufhaltsam zu rollen. Das Sonnenlicht, das sich in den Fenstern der großen roten Scheunen spiegelte, erfüllte ihn mit wilder Freude. Er war wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil. Sein Leben verströmte sich in diesem Ritt auf der Straße zur Farm der Shabatas.

Als Emil vor Shabatas Tor aus dem Sattel sprang, war sein Pferd mit Schaum bedeckt. Er band es im Stall fest und eilte ins Haus. Es war leer. Vielleicht war sie bei Mrs. Hiller oder bei Alexandra. Aber irgend etwas, das an sie erinnerte, würde genug sein, der Obstgarten, der Maulbeerbaum... Als er den Obstgarten erreichte, stand die Sonne tief über dem Weizenfeld. Lange Finger aus Licht glitten durch die Zweige der Apfelbäume wie durch ein

Netz. Im ganzen Garten schimmerte und flirrte es golden. Alles war Licht, die Bäume schienen nur dazu zu dienen, Licht zu spiegeln und zu brechen. Mit leisen Schritten ging Emil unter den Kirschbäumen zum Weizenfeld. Als er die Ecke erreichte, stockte er und legte die Hand vor den Mund. Marie lag auf der Seite unter dem Maulbeerbaum, das Gesicht halb im Gras verborgen, die Augen geschlossen, die Hände offen und vollkommen entspannt. Es war der erste Tag ihres neuen Lebens in vollkommener Liebe gewesen, und so hatte er sie zurückgelassen. Ihr Atem ging so sanft, als schliefe sie. Emil warf sich neben sie und nahm sie in die Arme. Das Blut kehrte in ihre Wangen zurück, die bernsteinfarbenen Augen öffneten sich langsam, und Emil erblickte in ihnen sein eigenes Gesicht und den Obstgarten und die Sonne. «Dies habe ich geträumt», flüsterte sie und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. «Nimm mir nicht meinen Traum!»

7

Als Frank Shabata abends nach Hause kam, fand er Emils Stute in seinem Stall. Eine solche Frechheit verblüffte ihn. Wie alle anderen hatte er einen aufregenden Tag hinter sich. Seit Mittag hatte er zu viel getrunken und war schlecht gelaunt. Während er sein Pferd einstellte, schimpfte er verbittert vor sich hin, und als er dann den Weg hinaufging und sah, daß das Haus dunkel war, fühlte er sich sehr schlecht behandelt. Er näherte sich leise und horchte auf der Treppe. Da er nichts hörte, öffnete er die

Küchentür und ging behutsam von einem Zimmer ins andere. Dann durchsuchte er noch einmal das Haus von oben bis unten und ohne Ergebnis. Er setzte sich auf die unterste Stufe der Speichertreppe und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. In der unnatürlichen Stille war nichts zu hören außer seinem eigenen schweren Atem. Plötzlich schrie draußen auf dem Feld eine Eule. Frank hob den Kopf. Ein Gedanke durchzuckte ihn, und das Gefühl, ihm sei Unrecht geschehen, und seine Wut wuchsen. Er ging ins Schlafzimmer und holte die todbringende Winchester 405 aus dem Schrank.

Als Frank das Gewehr nahm und das Haus verließ, hatte er keineswegs die Absicht, es irgendwie zu gebrauchen. Er glaubte nicht wirklich, daß etwas Unrechtes vorging. Doch er gefiel sich in der Rolle des Verzweifelten. Im Lauf der Jahre war er tatsächlich zu der Überzeugung gelangt, sein Leben sei eine einzige Qual. Seine unglückliche Natur war wie ein Käfig; er konnte ihm nicht entrinnen, und er glaubte, daß die anderen, vor allem seine Frau, ihn dort hineingesteckt hätten. Den Gedanken, daß er selbst an seinem Unglück schuld sei, hatte er stets sehr schnell beiseite geschoben. Als er das Gewehr ergriffen hatte, waren ihm finstere Pläne durch den Kopf geschossen, doch hätte er auch nur geahnt, daß er sie in die Tat umsetzen würde, wäre er vor Entsetzen wie gelähmt gewesen.

Langsam ging Frank zur Pforte des Obstgartens und blieb einen Augenblick gedankenverloren stehen. Er kehrte zurück und durchsuchte die Scheune und den Heuboden. Dann ging er auf die Straße hinaus und bog

von dort in den Pfad ein, der an der Hecke des Obstgartens entlangführte. Die Hecke war doppelt so hoch wie Frank und so dicht, daß man ganz nahe herantreten mußte, um durch die Blätter schauen zu können. Im Mondlicht konnte er ein langes Stück des leeren Pfades überblicken. In Gedanken war er bereits beim Zauntritt, der für ihn unlösbar mit Emil Bergson verbunden war. Aber warum hatte er sein Pferd zurückgelassen?

An der Ecke des Weizenfeldes, wo die Gartenhecke endete und der Pfad quer über die Weide zur Bergsonschen Farm hinüberführte, blieb Frank stehen. In der warmen, schwülen Nachtluft hörte er ein Geräusch. Völlig unverständlich und so leise wie das Rieseln von quellendem Wasser, das kein Gefälle hat und von keinem Stein gehemmt wird. Frank lauschte angestrengt. Es verstummte. Er hielt den Atem an und begann zu zittern. Er stellte das Gewehr auf den Boden, teilte vorsichtig die Maulbeerblätter mit den Fingern und spähte durch die Hecke zu den beiden dunklen Gestalten auf der Wiese im Schatten des Maulbeerbaums hinüber. Ihm schien, als müßten sie seinen Blick fühlen, seinen Atem hören. Doch sie regten sich nicht. Frank, der sonst die Dinge gern schwärzer sah, als sie waren, wünschte sich dieses eine Mal, weniger glauben zu müssen, als er sah. Die Frau, die im Schatten lag, konnte doch ebensogut eins der Bergsonschen Mädchen sein. ... Wieder das Murmeln wie Quellwasser. Diesmal hörte er es deutlicher, und sein Blut war schneller als sein Verstand. Er handelte, handelte so instinktiv wie ein Mann, der sich plötzlich unter Beschuß findet. Das Gewehr flog an seine Schulter, er zielte mechanisch und

feuerte dreimal, ohne abzusetzen, setzte ab, ohne zu wissen warum. Vielleicht schloß er die Augen, vielleicht wurde ihm schwindlig. Er hatte nichts gesehen, während er schoß. Er glaubte, beim zweiten Schuß einen Schrei gehört zu haben, war sich aber nicht sicher. Er spähte wieder durch die Hecke auf die beiden dunklen Gestalten unter dem Baum. Sie lagen jetzt ein wenig voneinander entfernt und waren ganz still – nein, nicht ganz, in einem weißen Lichtfleck, den der Mond durch die Zweige warf, grub sich eine Männerhand zuckend ins Gras.

Plötzlich bewegte sich die Frau und stieß einen Schrei aus, dann noch einen, und noch einen. Sie lebte! Sie schleppte sich zur Hecke! Frank ließ das Gewehr fallen und rannte zitternd, stolpernd und keuchend den Pfad zurück. Solches Grauen hatte er sich nicht einmal vorstellen können. Die Schreie verfolgten ihn. Sie wurden schwächer und dumpfer, als erstickte die Frau. Er fiel neben der Hecke auf die Knie, duckte sich wie ein Kaninchen und lauschte: schwächer und schwächer, ein Wimmern, wieder – Stöhnen – noch einmal – Schweigen. Frank raffte sich auf und lief ächzend und Gebete stammelnd weiter. Aus Gewohnheit lief er zum Haus, wo er immer beruhigt worden war, wenn er sich in einen Wutanfall hineingesteigert hatte; doch beim Anblick der dunklen offenen Tür schrak er zurück. Er wußte, daß er jemand ermordet hatte, daß im Obstgarten eine Frau verblutete und stöhnte, aber er begriff erst jetzt, daß es seine Frau war. Das Tor starrte ihm ins Gesicht. Er warf die Hände über den Kopf. Wohin? Er hob das ge-

quälte Gesicht zum Himmel. «Heilige Mutter Gottes, laß sie nicht leiden! Sie war eine gute Frau – nicht leiden lassen!»

Frank hatte sich oft in dramatischen Situationen gesehen, doch als er jetzt auf dem erleuchteten Platz zwischen Scheune und Haus neben dem Windrad stand und auf seine dunkle Haustür starrte, nahm er sich selbst gar nicht wahr. Er stand da wie ein Hase, wenn Hunde von allen Seiten heranstürmen. Und wie ein Hase lief er kreuz und quer über den mondhellen Platz, ehe er sich entschließen konnte, in den dunklen Stall zu gehen und ein Pferd zu holen. Der Gedanke, durch eine Tür treten zu müssen, erschreckte ihn. Er ergriff Emils Pferd am Zügel und führte es heraus. Sein eigenes Pferd hätte er weder satteln noch aufzäumen können. Nach zwei oder drei Versuchen gelang es ihm, in den Sattel zu steigen, und er machte sich auf den Weg nach Hanover. Vielleicht konnte er den Ein-Uhr-Zug erreichen. Er hatte genug Geld, um bis Omaha zu kommen.

Während er verworren darüber nachzudenken versuchte, hafteten in einer tieferen Schicht seines Bewußtseins immer noch die Schreie, die er im Obstgarten gehört hatte. Entsetzliche Angst hielt ihn davon ab, zu ihr zurückzugehen, die Angst, daß sie noch leben, daß sie noch leiden könnte. Eine verstümmelte und blutende Frau in seinem Obstgarten – weil es eine Frau war, fürchtete er sich so. Es war unfaßbar, daß er eine Frau verwundet haben sollte. Lieber würde er sich von wilden Tieren zerfleischen lassen, als sie noch einmal so auf dem Boden kriechen zu sehen, wie sie im Obstgarten gekrochen war. Warum war

sie so leichtsinnig gewesen? Sie wußte doch, daß er im Zorn wie ein Wahnsinniger war. Mehr als einmal hatte sie ihm das Gewehr abgenommen und es zurückgehalten, wenn er auf andere wütend war. Einmal war es losgegangen, als sie sich darum gestritten hatten. Sie hatte niemals Angst. Aber wenn sie ihn doch kannte, warum war sie dann so leichtsinnig gewesen? Hatte sie nicht den ganzen Sommer, um Emil Bergson zu lieben? Ohne ein solches Risiko einzugehen? Wahrscheinlich hatte sie sich auch mit dem jungen Smirka da unten im Obstgarten getroffen. Es war ihm egal. Und hätte sie sich dort mit allen Männern des Hohen Landes getroffen – bitte sehr! Wenn sie nur nicht diesen Schrecken über ihn gebracht hätte.

Doch hier stockten Franks Gedanken. Das glaubte er nicht wirklich von ihr. Er wußte, daß er ihr Unrecht tat. Er hielt sein Pferd an, damit er besser denken, Ordnung in das Ganze bringen konnte. Er wußte, daß es seine Schuld war. Drei Jahre lang hatte er versucht, sie zu brechen. Sie hatte eine Art, aus allen Dingen das Beste zu machen, die er für sentimental hielt. Seine Frau sollte wie er glauben, daß er die besten Jahre seines Lebens unter diesen dummen und sturen Leuten vergeudete; aber ihr schienen diese Menschen zu genügen. Wenn er je zu Reichtum käme, dann würde er ihr schöne Kleider kaufen, mit ihr im Pullmanwagen nach Kalifornien fahren, sie wie eine Dame behandeln. Doch in der Zwischenzeit sollte sie das Leben genauso häßlich und ungerecht finden wie er. Er hatte versucht, ihr das Leben zu verleiden. Er hatte sich geweigert, die kleinen Freuden zu teilen, auf die sie so unverdrossen bedacht war. Sie konnte sich über die ge-

ringste Kleinigkeit freuen, aber freuen wollte sie sich. Ihr anfängliches Vertrauen, ihre Bewunderung für ihn – Frank hieb mit der Faust auf die Stute ein. Warum hatte Marie ihn zu dieser Tat gebracht? Warum hatte sie dies über ihn heraufbeschworen? Er wurde von seinem Elend überwältigt. Plötzlich hörte er wieder ihre Schreie – er hatte sie einen Augenblick lang vergessen. «Maria», schluchzte er laut. «Maria!»

Frank war schon halbwegs in Hanover, da wurde ihm von den Bewegungen seines Pferdes plötzlich sehr übel. Als der Anfall vorüber war, ritt er weiter – doch er dachte nur daran, wie schwach er sich fühlte und wie sehr er sich wünschte, von seiner Frau getröstet zu werden. Er sehnte sich nach seinem eigenen Bett. Wäre seine Frau zu Hause gewesen, er wäre umgekehrt und reumütig zu ihr zurückgeritten.

8

Als der alte Ivar am folgenden Morgen um vier Uhr von seiner Dachkammer hinunterkletterte, sah er Emils Stute: sie war erschöpft, schweißbedeckt; das Zaumzeug war zerrissen; sie fraß von dem Heu, das vor dem Stall verstreut lag. Der alte Mann bekam sofort Angst. Er führte die Stute in den Stall, schüttete ihr ein Maß Hafer vor und machte sich dann, so schnell ihn die krummen Beine tragen wollten, auf den Weg zum nächsten Nachbarn.

«Mit dem Jungen stimmt was nicht! Ein Unglück ist passiert. Bei klarem Verstand hätte er sie nie so behandelt. Es ist nicht seine Art, seine Stute zu schinden», brummelte

er vor sich hin, während er mit bloßen Füßen durch das kurze nasse Gras hastete.

Während Ivar über die Felder eilte, hatten die ersten langen Strahlen der Morgensonne sich durch die Zweige der Obstbäume zu den beiden vom Tau durchnäßten Gestalten getastet. Das Gras des Obstgartens und die herabgefallenen weißen Maulbeeren mit den dunklen Flecken erzählten die Geschichte der Nacht. Emils Kapitel war nur kurz. Ein Schuß hatte ihn ins Herz getroffen, er war auf den Rücken gerollt und gestorben. Sein Gesicht war zum Himmel gewandt, und die Brauen waren zusammengezogen, als sei er sich bewußt gewesen, daß ihm etwas zugestoßen war. Aber Marie Shabata hatte es nicht so leicht gehabt. Eine Kugel hatte ihre rechte Lunge zerrissen, eine zweite die Halsschlagader durchschlagen. Sie mußte aufgesprungen und, eine Blutspur hinterlassend, zur Hecke gegangen sein. Dort war sie blutend zusammengebrochen. Von diesem Fleck aus führte eine andere Spur, breiter als die erste, zu Emil zurück – diesen Weg mußte sie gekrochen sein. Wieder bei ihm, schien sie nicht länger gekämpft zu haben. Sie hatte den Kopf auf die Brust des Geliebten gelegt, seine Hand in ihre Hände genommen und war still verblutet. Sie lag bequem und ganz natürlich auf der rechten Seite, ihre Wange ruhte an Emils Schulter. Ihr Gesicht trug einen Ausdruck unaussprechlicher Zufriedenheit. Die Lippen waren ein wenig geöffnet, die Augen nur leicht geschlossen, wie in einem Tagtraum oder leichtem Schlummer. Als sie sich niedergelegt hatte, schien sie kein Augenlid mehr bewegt zu haben. Die Hand, die sie

hielt, war mit dunklen Flecken bedeckt, wo sie sie geküßt hatte.

Doch das fleckige, schlüpfrige Gras und die dunkelgefärbten Maulbeeren erzählten nur die halbe Geschichte. Über Marie und Emil gaukelten in dem Gewebe von Licht und Schatten zwei weiße Schmetterlinge von Franks Luzernefeld, sie flatterten nieder und schwangen sich wieder auf, waren bald nahe zusammen, bald weit auseinander. Und im hohen Gras am Zaun öffneten die letzten wilden Rosen des Jahres weit die rosigen Herzen und starben.

Als Ivar den Pfad bei der Hecke erreichte, sah er Shabatas Gewehr auf dem Weg liegen. Er wandte sich um und spähte durch die Zweige. Wie vom Schlag getroffen, fiel er in die Knie. «Barmherziger Gott!» ächzte er auf. «Barmherziger, barmherziger Gott!»

Auch Alexandra hatte die Sorge um Emil an diesem Morgen früher als sonst aus dem Bett getrieben. Sie war oben in seinem Zimmer, als sie vom Fenster aus auf dem Weg, der zu den Shabatas führte, Ivar kommen sah. Er lief, als sei er völlig erschöpft, er schwankte und taumelte von einer Seite auf die andere. Ivar trank niemals, und Alexandra glaubte zunächst, daß er einen seiner Anfälle hätte und es ihm wirklich sehr schlecht gehen müßte. Sie lief nach unten und eilte ihm entgegen, damit niemand ihn so zu Gesicht bekäme. Der alte Mann fiel ihr auf der Straße zu Füßen, ergriff ihre Hand und beugte seinen struppigen Kopf über sie: «Herrin, Herrin!» schluchzte er. «Es ist über uns gekommen. Sünde und Tod über die Jungen. Gott sei uns gnädig!»

FÜNFTER TEIL

Alexandra

1

Ivar saß auf einem Schusterschemel in der Scheune und flickte beim Schein einer Laterne Zaumzeug, dabei sagte er sich den 101. Psalm auf. Es war Mitte Oktober, erst fünf Uhr, aber am Nachmittag war ein Sturm mit schwarzen Wolken und eisigen Regenböen aufgekommen. Der Alte trug seinen Mantel aus Büffelfell und unterbrach dann und wann die Arbeit, um sich die Finger an der Laterne zu wärmen. Plötzlich stürzte eine Frau in die Scheune, als habe der Wind sie hereingejagt, und brachte einen Schauer von Regentropfen mit. Es war Signa, eingewickelt in einen Männermantel, dicke Stiefel über den Schuhen. In dieser schweren Zeit war sie zu ihrer Herrin zurückgekehrt; denn sie war die einzige unter den Mädchen, von der Alexandra persönliche Dienste annehmen wollte. Es war jetzt drei Monate her, seit sich die Nachricht von dem furchtbaren Geschehen in Frank Shabatas Obstgarten wie ein Lauffeuer über das Hohe Land verbreitet hatte. Signa und Nelse wollten bis zum Winter bei Alexandra bleiben.

«Ivar!» rief Signa und wischte sich den Regen vom Gesicht. «Weißt du, wo sie ist?»

Der Alte legte seine Schusterahle hin. «Wer? Die Herrin?»

«Ja. Sie ging gegen drei Uhr fort. Zufällig schaute ich aus dem Fenster und sah sie in ihrem dünnen Kleid und mit dem Sonnenhut über die Felder gehen. Und jetzt ist dieser Sturm aufgekommen. Ich dachte, sie ginge zu Mrs. Hiller, und sobald das Gewitter vorüber war, rief ich bei ihr an. Aber dort ist sie nicht gewesen. Ich habe Angst, sie ist irgendwo draußen und wird sich zu Tode erkälten.»

Ivar setzte die Mütze auf und nahm die Laterne. «Ja. Ja. Wollen nachschauen. Ich spann die Stute des jungen Herrn an und fahre.»

Signa folgte ihm durch den Wagenschuppen zum Pferdestall. Sie zitterte vor Kälte und Aufregung. «Wo ist sie bloß, Ivar?»

Der alte Mann hob sorgfältig ein Einspännergeschirr vom Haken. «Wie soll ich das wissen?»

«Aber du glaubst, daß sie auf dem Friedhof ist, nicht?» drängte Signa. «Ich auch. Oh, ich wollte, sie wäre wieder die alte! Ich kann's gar nicht fassen, was aus Alexandra Bergson geworden ist! Für nichts hat sie mehr Interesse. Ich muß ihr sogar sagen, wann sie essen und zu Bett gehen soll.»

«Geduld, Geduld, Schwester!» murmelte Ivar, als er der Stute das Gebiß anlegte. «Wenn die leiblichen Augen blind sind, sind die Augen des Geistes offen. Sie wird von den Dahingegangenen eine Botschaft erhalten, und das wird ihr den Seelenfrieden wiedergeben. Bis dahin müssen wir Geduld mit ihr haben. Du und ich, wir sind die einzigen, auf die sie etwas hält. Sie hat Vertrauen zu uns.»

«Die letzten drei Monate waren schrecklich!» Signa hielt ihm die Laterne, damit er die Riemen zuschnallen

konnte. «Es scheint mir ungerecht, daß wir alle so leiden müssen. Warum werden wir alle bestraft? Ich glaube, die guten Zeiten kehren nie zurück.»

Ivar drückte seine Gefühle mit einem tiefen Seufzer aus und sagte nichts. Er bückte sich und zog sich eine Klette vom Zeh.

«Ivar», fragte Signa unvermittelt. «Willst du mir nicht sagen, warum du barfuß gehst? Solange ich im Haus bin, habe ich dich schon danach fragen wollen. Tust du es zur Buße? Oder warum?»

«Nein, Schwester. Aus Nachgiebigkeit gegen meinen Körper. Zeit meines Lebens war mein Körper stark und aufsässig und hat mich allen möglichen Versuchungen ausgesetzt. Selbst jetzt im Alter verfolgen sie mich noch. Deshalb mußte ich ihm gewisse Zugeständnisse machen. Und die Füße sind doch, so wie ich es verstehe, freie Glieder: für sie gilt kein göttliches Verbot in den Zehn Geboten. Den fleischlichen Begierden der Hände, der Zunge, der Augen, des Herzens dürfen wir nicht nachgeben, aber die Füße sind freie Glieder. Also lasse ich sie gewähren, ohne jemandem weh zu tun. Manchmal trample ich sogar im Dreck herum, wenn meine Wünsche so niedrig sind. Sie sind schnell gewaschen.»

Signa lachte nicht. Sie blickte nachdenklich, als sie Ivar hinaus zum Wagenschuppen folgte und ihm die Deichsel hielt, während er die Stute rückwärts hineinführte und die Zugstränge festschnallte. «Du bist der Herrin ein guter Freund gewesen, Ivar», sagte sie leise.

«Und du auch. Gott sei mit dir», erwiderte Ivar, während er auf den Wagen kletterte und die Laterne unter die

Wachstuchdecke stellte. «Und nun unter die Dusche, Mädchen!» sagte er zu der Stute und ergriff die Zügel.

Als sie aus dem Schuppen kamen, klatschte der Stute ein kalter Wasserguß vom Strohdach auf den Nacken. Sie schüttelte empört den Kopf und griff dann auf dem aufgeweichten Boden tapfer aus. Wieder und wieder rutschte sie zurück, bis sie endlich die Anhöhe, die zur Hauptstraße führte, erklommen hatte. Wegen Regen und Dunkelheit konnte Ivar kaum etwas erkennen, so ließ er die Zügel locker und achtete nur darauf, daß die Richtung stimmte. Auf ebener Strecke lenkte er die Stute von der schlüpfrigen Straße aufs Gras, wo sie ohne auszurutschen traben konnte.

Bevor Ivar den Friedhof, der drei Meilen vom Haus entfernt lag, erreichte, hatte der Sturm sich ausgetobt, und der Wolkenbruch war in einen sanften Landregen übergegangen. Himmel und Erde waren dunkel wie Rauch und schienen wie zwei Wellen ineinanderzufließen. Als Ivar am Tor anhielt und die Laterne schwenkte, erhob sich neben John Bergsons weißem Grabstein eine weiße Gestalt.

Der Alte sprang herab, schlurfte zum Tor und rief: «Herrin! Herrin!»

Alexandra eilte ihm entgegen und legte ihm die Hand auf die Schulter: «Guter Ivar! Mach dir keine Sorgen! Es tut mir leid, daß ich euch erschreckt habe. Ich habe das Unwetter erst bemerkt, als es direkt über mir war, und dann konnte ich nicht gegen den Sturm zurück. Gut, daß du gekommen bist. Ich bin so erschöpft, daß ich gar nicht wußte, wie ich heimkommen sollte.»

Ivar hielt die Laterne hoch, so daß sie ihr ins Gesicht leuchtete. «Oh, wie Ihr ausseht, Herrin! Da kann man schon erschrecken! Wie eine Ertrunkene. Wie konntet Ihr nur so etwas tun!»

Ächzend und brummelnd führte er sie durch das Friedhofstor, half ihr auf den Wagen und wickelte sie in die trockenen Decken, auf denen er gesessen hatte.

Alexandra lächelte über seine Fürsorglichkeit. «Das wird nicht viel nützen, Ivar. So wickelst du ja nur die Nässe mit ein. Mir ist jetzt gar nicht mehr so kalt; nur bleiern und taub fühle ich mich. Ich bin froh, daß du gekommen bist.»

Ivar wendete die Stute und ermunterte sie zu einem schlitternden Trab. Von den Hufen flogen ununterbrochen Schlammspritzer nach hinten.

Während sie durch die trübe Dämmerung des stürmischen Tages dahinzuckelten, redete Alexandra mit dem alten Mann. «Ivar, ich denke, es hat mir ganz gutgetan, einmal so richtig durchzufrieren. Ich glaube, ich werde jetzt nicht mehr so sehr leiden. Wenn du den Toten so nahe bist, sind sie irgendwie wirklicher als die Lebenden. Die Welt wird ganz unwichtig. Ich habe seit Emils Tod immer besonders gelitten, wenn es regnete. Jetzt, wo ich mit ihm zusammen draußen im Regen gewesen bin, fürchte ich ihn nicht mehr. Wenn du so richtig durchgefroren bist, ist er sogar sehr angenehm. Er ruft Gefühle wach, die man als Baby hatte. Er führt dich in die Dunkelheit vor der Geburt zurück; du kannst nicht sehen, irgendwie kommen die Dinge zu dir, und du kennst sie und hast keine Angst vor ihnen. So ist es vielleicht auch bei den Toten. Wenn sie überhaupt etwas fühlen, dann sind es die

alten Empfindungen aus der Zeit vor der Geburt, in denen man sich so geborgen fühlt wie als Kind im eigenen Bett.»

«Herrin», sagte Ivar vorwurfsvoll, «das sind schlimme Gedanken. Die Toten sind im Paradies!»

Dann ließ er den Kopf hängen, denn er glaubte nicht, daß Emil im Paradies war.

Als sie nach Hause kamen, hatte Signa schon im Wohnzimmerofen Feuer gemacht. Sie half Alexandra beim Auskleiden und richtete ihr ein heißes Fußbad, während Ivar in der Küche Ingwertee kochte. Als Alexandra, in angewärmte Wolldecken gewickelt, im Bett lag, brachte er den Tee herein und sorgte dafür, daß sie ihn austrank. Signa bat um die Erlaubnis, auf dem Sofa vor ihrer Tür schlafen zu dürfen. Alexandra ließ die Aufmerksamkeiten der beiden geduldig über sich ergehen, war aber froh, als sie die Lampe auslöschten und hinausgingen. Als sie dann allein in der Dunkelheit lag, kam ihr zum erstenmal der Gedanke, daß sie vielleicht wirklich des Lebens müde war. Alles Körperliche schien so mühsam und qualvoll. Sie sehnte sich danach, von dem Körper befreit zu werden, der schmerzte und ihr eine solche Last war. Die Sehnsucht selbst war eine Last, auch davon wollte sie frei sein.

Sie lag mit geschlossenen Augen, und da kehrte das Traumbild ihrer Jugendzeit wieder, lebhafter als seit vielen Jahren: Ein sehr starker Mann hob sie auf und trug sie mühelos davon. Diesmal war er lange bei ihr und trug sie sehr weit fort, und in seinen Armen kannte sie keinen Schmerz. Als er sie wieder auf ihr Bett legte, schlug sie die Augen auf, und zum erstenmal in ihrem Leben sah sie ihn, sah ihn deutlich, obwohl das Zimmer dunkel und sein

Gesicht verhüllt war. Er stand in der Tür. Ein weißer Mantel bedeckte das Gesicht, der Kopf war leicht geneigt. Die Schultern wirkten so stark wie die Grundfesten der Welt. Der bis zum Ellbogen entblößte rechte Arm war dunkel und glänzte wie Bronze; sie wußte sofort, es war der Arm des mächtigsten aller Liebhaber. Endlich wußte sie, auf wen sie gewartet hatte und wohin er sie tragen würde. Und das, sagte sie sich, war sehr gut. Damit schlief sie ein.

Am folgenden Morgen erwachte Alexandra mit nichts Schlimmerem als einer starken Erkältung und einer steifen Schulter. Sie blieb einige Tage im Bett, und in dieser Zeit faßte sie den Entschluß, nach Lincoln zu fahren und Frank Shabata zu besuchen. Seit ihrer letzten Begegnung im Gerichtssaal hatten Franks verstörtes Gesicht und seine wilden Augen sie nicht losgelassen. Die Verhandlung hatte nur drei Tage gedauert. Frank hatte sich in Omaha der Polizei gestellt und sich des Mordes ohne bösen Willen und ohne Vorsatz für schuldig erklärt. Da aber das Gewehr gegen ihn sprach, hatte der Richter die Höchststrafe verhängt – zehn Jahre Zuchthaus. Vor einem Monat hatte er seine Strafe angetreten.

Frank war der einzige, sagte sich Alexandra, für den noch etwas getan werden konnte. Er war weniger im Unrecht gewesen als sie alle, und er wurde am schwersten bestraft. Oft hatte sie sogar das Gefühl, sie selbst trage größere Schuld als der arme Frank. Seit die Shabatas auf der benachbarten Farm eingezogen waren, hatte sie keine Gelegenheit ausgelassen, Marie und Emil zusammenzubringen. Da sie wußte, daß Frank seiner Frau nur ungern bei all den kleinen auf einer Farm anfallenden Arbeiten

half, hatte sie Emil immer wieder hinübergeschickt, um für sie zu tischlern, zu graben oder zu pflanzen. Sie freute sich, wenn Emil so oft wie möglich mit einer jungen, intelligenten Städterin wie ihrer Nachbarin zusammen war; sie stellte auch fest, daß seine Umgangsformen dadurch besser wurden. Sie wußte, daß Emil Marie gern hatte, doch es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß Emil andere Gefühle für Marie hegen könnte als sie selber. Jetzt wunderte sie sich über sich selbst, aber an eine Gefahr von dieser Seite hatte sie niemals gedacht. Wenn Marie nicht verheiratet gewesen wäre – o ja! Dann hätte sie die Augen offengehalten. Aber allein die Tatsache, daß Marie Shabatas Frau war, hatte Alexandra völlig beruhigt. Daß Marie schön und temperamentvoll und kaum zwei Jahre älter war als Emil, diese Tatsachen waren für Alexandra nicht ins Gewicht gefallen. Emil war ein guter Junge, und nur schlechte Jungs liefen verheirateten Frauen nach.

Jetzt konnte Alexandra, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, erkennen, daß Marie eben trotz allem Marie gewesen war und nicht nur eine «verheiratete Frau». Wenn Alexandra an sie dachte, empfand sie manchmal eine fast schmerzhafte Zärtlichkeit. In dem Augenblick, als sie an jenem Morgen im Obstgarten vor den beiden gestanden hatte, war ihr alles klargeworden. Sie sah die beiden jungen Gestalten im Gras, sie sah, wie Marie ihre Wange an Emils Schulter geschmiegt hatte, und wußte alles. Und sie fragte sich, wie die beiden dieser Liebe überhaupt hätten entgehen können, warum sie nie begriffen hatte, daß sie sich lieben mußten. Emils kühles, strenges Antlitz,

der Friede in Maries Zügen – Alexandra hatte selbst in der Erschütterung des ersten Schmerzes Ehrfurcht vor ihnen empfunden.

Die Untätigkeit, zu der die Bettruhe dieser Tage Alexandra zwang, und die damit verbundene körperliche Entspannung ließen sie ruhiger über das alles nachdenken, als sie es seit Emils Tod gekonnt hatte. Sie und Frank, überlegte sie, waren die letzten der kleinen Gruppe, die vom Unglück getroffen worden war. Sie mußte Frank Shabata aufsuchen. Sogar im Gerichtssaal hatte er ihr leid getan. Er war hier in der Fremde, hatte weder Freunde noch Verwandte, und in einem einzigen Augenblick hatte er sein ganzes Leben zerstört. Frank war Frank; sie fühlte, daß er nicht anders hatte handeln können. Sie verstand sein Verhalten besser als Maries. Ja, sie mußte nach Lincoln zu Frank Shabata.

Am Tag nach Emils Beerdigung hatte Alexandra an Carl Linstrum geschrieben. Nur eine einzige Seite und die nackten Tatsachen. Sie war keine Frau, die über ein solches Ereignis viel schreiben konnte, und ihre eigenen Gefühle hatte sie nie frei äußern können. Sie wußte, daß Carl weit weg von allen Postämtern irgendwo im Landesinnern nach Gold suchte. Vor seiner Abreise hatte er ihr geschrieben, wohin er vermutlich gehen würde, aber von Alaska hatte sie nur recht unbestimmte Vorstellungen. Als die Wochen vergingen, ohne daß Alexandra etwas von Carl hörte, schien ihr Herz sich gegen ihn zu verhärten. Sie begann sich zu fragen, ob sie nicht besser daran täte, ihr Leben allein zu beschließen. Was immer ihr vom Leben noch blieb, es schien unwichtig.

2

Am Spätnachmittag eines strahlenden Oktobertages stieg Alexandra Bergson, im schwarzen Kostüm und Reisehut, am Burlington Bahnhof in Lincoln aus dem Zug. Sie fuhr ins Lindell Hotel, wo sie vor zwei Jahren gewohnt hatte, als sie zu Emils Examensfeier hergekommen war. Trotz ihrer Sicherheit und Selbstbeherrschung fühlte sich Alexandra in Hotels immer unbehaglich, und sie war froh, daß nur wenige Gäste in der Halle saßen, als sie zur Rezeption ging, um sich dort einzutragen. Später ging sie, mit Hut, schwarzer Jacke und Handtasche zum Ausgehen gekleidet, in den Speisesaal und aß früh zu Abend. Nach dem Essen machte sie noch einen kleinen Spaziergang.

Es wurde schon dunkel, als sie zum Universitätsgelände kam. Sie betrat es nicht, sondern ging langsam auf dem gepflasterten Weg vor dem langen Eisengitter auf und ab und betrachtete die jungen Männer, die von einem Gebäude zum anderen liefen, und die Lichter, die aus dem Zeughaus und der Bibliothek drangen. Hinter dem Zeughaus wurde ein Trupp Kadetten gedrillt, und in regelmäßigen Abständen ertönten die Kommandos des jungen Offiziers, so scharf und schnell, daß Alexandra sie nicht verstehen konnte. Dann kamen zwei kräftige junge Mädchen die Stufen der Bibliothek herunter und traten durch eins der Tore. Als sie an ihr vorübergingen, hörte Alexandra zu ihrer Freude, daß sie Böhmisch sprachen. Alle Augenblikke stürmte ein Student über den Steinweg und auf die Straße hinaus, als müsse er der Welt irgendeine neue Entdeckung verkünden. Sie alle betrachtete Alexandra

mit großer Zärtlichkeit. Es hätte sie gefreut, wenn einer stehengeblieben wäre und sie angesprochen hätte. Wie gern hätte sie gefragt, ob sie Emil gekannt hatten.

Nachdem sie eine Weile am Südtor gestanden hatte, lief sie tatsächlich einem der jungen Männer über den Weg. Er hatte die Drillichmütze auf und schwenkte seine Bücher an einem langen Riemen. Es war inzwischen dunkel geworden, er sah sie nicht und lief in sie hinein. Er riß die Mütze herunter und stand keuchend vor ihr. «Es tut mir schrecklich leid», sagte er mit heller, klarer Stimme, die sich am Schluß des Satzes ein wenig hob, so als erwarte er, daß sie etwas sagen würde.

«Oh, es war meine Schuld», sagte Alexandra rasch. «Entschuldigen Sie, studieren Sie schon lange hier?»

«Nein, ich bin ein Neuling, frisch von der Farm in Cherry County. Suchen Sie vielleicht jemanden?»

«Danke, nein. Das heißt –» Sie wollte ihn noch nicht gehen lassen. «Ich würde gern einige Freunde meines Bruders treffen. Er hat hier vor zwei Jahren sein Examen gemacht.»

«Dann müßten Sie bei den älteren Studenten nachfragen. Mal sehen, ich selbst kenne noch keinen von ihnen, aber einige sind bestimmt in der Bibliothek. Das ist das rote Gebäude drüben.» Er wies mit dem Finger darauf.

«Danke. Ich werde es dort mal versuchen», sagte Alexandra zögernd.

«Oh, gern geschehen. Guten Abend!» Der junge Mann stülpte sich die Mütze auf den Kopf und rannte die Eleventh Street hinunter. Alexandra blickte ihm wehmütig nach.

Entgegen aller Vernunft kehrte sie getröstet in ihr Hotel zurück. «Eine hübsche Stimme hatte der Junge, und höflich war er. Emil war bestimmt auch so nett zu Frauen.» Und als sie sich ausgekleidet und das Nachthemd angezogen hatte und im Schein des elektrischen Lichts ihr langes, dichtes Haar bürstete, dachte sie noch einmal an ihn und sagte zu sich: «Die netteste Stimme, die ich je gehört habe. Hoffentlich kommt er gut voran. Cherry County! Da wächst gutes Heu, und die Kojoten stoßen beim Wühlen auf Grundwasser.»

Am folgenden Morgen um neun Uhr ließ Alexandra sich beim Direktor des Zuchthauses melden. Er war Deutscher, ein rotwangiger, freundlich dreinschauender Mann, der früher Sattler gewesen war. Alexandra hatte von dem deutschen Bankier in Hanover ein Empfehlungsschreiben mitbekommen. Als Mr. Schwartz einen Blick auf den Brief geworfen hatte, legte er seine Pfeife weg.

«Der lange Böhme, ja? Der kommt gut zurecht», sagte Mr. Schwartz aufgeräumt.

«Das freut mich. Ich hatte schon Angst, daß er aufsässig ist und dadurch noch mehr Ärger bekommt. Mr. Schwartz, wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, würde ich Ihnen gern einiges von Frank Shabata erzählen, auch, warum ich mich für ihn interessiere.»

Wohlwollend hörte der Direktor zu, während sie ihm kurz etwas von Franks Leben und Charakter erzählte. Etwas Ungewöhnliches schien er jedoch nicht daran zu finden.

«Gewiß, ich werde ihn im Auge behalten. Wir werden gut für ihn sorgen», sagte er und stand auf. «Sie können

hier mit ihm sprechen, während ich in der Küche nach dem Rechten schaue. Ich lasse ihn gleich holen. Er wird wohl gerade mit dem Putzen seiner Zelle fertig sein. Wir achten hier auf Sauberkeit, wissen Sie.»

In der Tür wandte der Direktor sich noch einmal um und sagte zu einem blassen, jungen Menschen in Sträflingskleidern, der in einer Ecke an einem Schreibtisch saß und in einem dicken Hauptbuch Eintragungen machte: «Bertie, wenn 1037 gebracht wird, gehst du einen Augenblick raus, damit die Dame ungestört mit ihm sprechen kann.»

Der junge Mann nickte stumm. Dann beugte er sich wieder über das Hauptbuch.

Als Mr. Schwartz endgültig verschwand, stopfte Alexandra nervös ihr schwarzgerändertes Taschentuch in die Handtasche. Während der Herfahrt in der Straßenbahn hatte sie sich nicht im geringsten vor der Begegnung mit Frank gefürchtet. Doch seit sie hier war, hatten die Geräusche und Gerüche im Korridor, der Anblick all der Männer, die in Sträflingskleidern an der Glastür des Büros vorübergingen, sie unsicher gemacht.

Die Uhr des Direktors tickte. Die Feder des jungen Sträflings kratzte hastig in dem dicken Buch, und hin und wieder schüttelte ein lockerer Husten, den er vergeblich zu unterdrücken versuchte, seine mageren Schultern. Es war leicht zu erkennen, daß er krank war. Schüchtern schaute Alexandra ihn an, aber er hob kein einziges Mal die Augen. Unter der gestreiften Jacke trug er ein weißes Hemd mit hohem Kragen und eine sehr sorgfältig gebundene Krawatte. Seine Hände waren schmal, weiß und

gepflegt, und am kleinen Finger steckte ein Siegelring. Als auf dem Korridor Schritte zu hören waren, stand er auf, löschte die Seite ab, steckte die Feder in den Halter und verließ ohne aufzublicken den Raum. Durch die Tür, die er öffnete, kam ein Wärter herein und brachte Frank Shabata.

«Sind Sie die Dame, die 1057 sprechen will? Hier ist er. Benimm dich, hörst du? Er darf sich setzen, Madam», fügte er hinzu, als er sah, daß Alexandra stehenblieb. «Wenn Sie fertig sind, brauchen Sie nur auf den weißen Knopf da zu drücken, dann komme ich.»

Der Wärter ging hinaus, und Alexandra und Frank blieben allein.

Alexandra bemühte sich, Franks scheußliche Kleidung zu übersehen. Sie versuchte, ihm gerade ins Gesicht zu blicken, von dem sie kaum glauben konnte, daß es ihm gehörte. Es war bereits kalkig grau geworden. Die Lippen waren farblos, die schönen Zähne sahen gelblich aus. Er warf Alexandra einen finsteren Blick zu, blinzelte, als sei er aus dem Dunkeln gekommen, eine Augenbraue zuckte unaufhörlich. Sie spürte sofort, daß diese Unterredung eine schreckliche Prüfung für ihn war. Der glattrasierte Kopf, der den Schädelbau erkennen ließ, gab ihm tatsächlich das Aussehen eines Verbrechers, das er bei der Gerichtsverhandlung noch nicht gehabt hatte.

Alexandra streckte ihm die Hand hin. «Frank», sagte sie, und ihre Augen füllten sich plötzlich mit Tränen, «ich hoffe, du vertraust mir. Ich kann verstehen, warum du es getan hast. Ich hege keinen Groll gegen dich. Ihre Schuld war größer als deine.»

Frank zerrte ein schmutziges blaues Taschentuch aus der Hosentasche. Er hatte zu weinen begonnen. Er wandte sein Gesicht ab. «Ich hab' ihr nichts tun wollen, der Frau», murmelte er. «Ich hab' dem Jungen nichts tun wollen. Ich hab' ja gar nichts gegen den Jungen gehabt. Hab' den Jungen immer gern gehabt. Und dann find' ich ihn . . .» er stockte. Gesicht und Augen wurden ausdruckslos. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und saß da und stierte zu Boden. Seine Hände hingen schlaff zwischen den Knien, das Taschentuch lag über einem der gestreiften Hosenbeine. Ein Ekel schien in ihm aufgestiegen zu sein, der all seine Sinne lähmte.

«Ich bin nicht hergekommen, um dir Vorwürfe zu machen, Frank. Ich glaube, daß sie schuldiger waren als du.» Auch Alexandra fühlte sich wie betäubt.

Frank blickte plötzlich auf und starrte aus dem Fenster. «Alles, wofür ich geschuftet hab', ist jetzt wohl zum Teufel», meinte er mit einem mühsamen, bitteren Lächeln. «Ist mir auch verdammt egal!» Er hielt inne und rieb sich ärgerlich mit der flachen Hand über die blonden Haarstoppeln auf seinem Kopf. «Ohne Haar kann ich gar nich' denken», klagte er. «Ich vergess' mein Englisch. Hier wird nich' geredet, nur geflucht.»

Alexandra war bestürzt. Frank schien sich völlig verändert zu haben. Kaum etwas erinnerte sie noch an ihren gutaussehenden böhmischen Nachbarn. Er schien irgendwie nicht einmal mehr menschlich zu sein. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

«Du bist mir doch nicht böse, Frank?» fragte sie schließlich.

Frank ballte die Faust und geriet in heftige Erregung. «Ich bin keiner Frau nich' böse. So einer bin ich nicht, das sag' ich dir. Nie hab' ich meine Frau geschlagen. Nie hab' ich ihr was getan, und wenn sie mich noch so gequält hat!» Mit der Faust schlug er so hart auf den Tisch des Direktors, daß er sie nachher unwillkürlich rieb. Eine fahle Röte kroch ihm über Hals und Gesicht. «Zwei, drei Jahre wußt' ich schon, daß ich der Frau egal bin, Alexandra Bergson. Hab' gewußt, sie ist hinter einem anderen her. Ich kenn' sie, jawohl! Und ich hab' ihr nie was getan. Ich hätt' das auch nich' gemacht, wenn ich nich' das Gewehr mitgehabt hätte. Ich weiß verdammt nich', warum ich's überhaupt mitgenommen hab'! Sie hat immer gesagt, ich wär' kein Mann für ein Gewehr. Wenn sie zu Haus' gewesen wär', wo sie hingehörte – Ach was, ich red' Unsinn.»

Frank rieb sich den Kopf und verstummte so unvermittelt wie zuvor. Dieses plötzliche Erstarren war sehr seltsam, dachte Alexandra, irgend etwas schien in ihm aufzusteigen und sein Fühlen und Denken zu lähmen.

«Ja, Frank», sagte sie freundlich, «ich weiß, du wolltest Marie nicht weh tun.»

Frank lächelte sie sonderbar an. Seine Augen füllten sich langsam mit Tränen: «Weißt du, manchmal erinner' ich mich nich' mal mehr an den Namen von der Frau. Für mich hat sie keinen Namen mehr. Meine Frau hab' ich nie gehaßt. Aber die Frau, die mich das hat tun lassen – bei Gott, die hasse ich! Ich bin kein Mann, der Streit sucht. Ich wollt' den Jungen und die Frau nich' töten. Mir war's egal, wieviel Männer sie unter dem Baum trifft. Mir ist alles egal, nur nich' der prächtige Junge, den ich umgebracht

hab', Alexandra Bergson. Ich glaub', ich werd' noch verrückt.»

Alexandra erinnerte sich an das gelbe Bambusstöckchen, das sie in Franks Kleiderschrank gefunden hatte. Sie dachte daran, wie er als lustiger, junger Bursche in dieses Land gekommen war, so unwiderstehlich, daß das hübscheste böhmische Mädchen in Omaha mit ihm durchgebrannt war. Es schien gegen alle Vernunft zu sein, daß das Leben ihn an einen Ort wie diesen gebracht haben sollte. Sie machte Marie bittere Vorwürfe. Warum hatte dieses zärtliche, glückliche Wesen bloß allen Menschen, die es liebten, Verderben und Leid bringen müssen, selbst dem armen alten Joe Tovesky, dem Onkel, der sie als kleines Mädchen so stolz auf den Schultern getragen hatte? Das war das Unverständlichste. Konnte an solcher Warmherzigkeit und Impulsivität denn wirklich etwas Unrechtes sein? Alexandra wehrte sich gegen diesen Gedanken. Aber Emil lag zu Hause auf dem norwegischen Friedhof, und hier saß Frank Shabata. Alexandra stand auf und nahm seine Hand.

«Frank Shabata, ich werde nicht aufhören mich zu bemühen, bis ich dich freibekomme. Ich werde dem Gouverneur keine Ruhe lassen. Ich weiß, daß ich dich hier herausbekommen kann.»

Frank sah sie mißtrauisch an, doch ihr Gesichtsausdruck ließ ihn erkennen, daß sie es ernst meinte. «Alexandra», sagte er fest, »wenn ich wirklich hier rauskomme, mach' ich in diesem Land keinen Ärger mehr. Ich geh' dahin, wo ich herkomme, zu meiner Mutter.»

Alexandra versuchte, ihm ihre Hand zu entziehen, doch

Frank hielt sie nervös fest. Er streckte einen Finger aus und berührte wie abwesend einen der Knöpfe an ihrer schwarzen Jacke. «Alexandra», sagte er leise und wandte die Augen nicht von dem Knopf. «*Du* glaubst doch nich', daß ich das Mädchen schlecht behandelt hab', bevor . . .»

«Nein, Frank, wir wollen nicht darüber reden», sagte Alexandra und drückte seine Hand. «Emil kann ich jetzt nicht mehr helfen, also will ich für dich tun, was ich kann. Du weißt, ich reise nicht oft, aber ich bin extra hierhergekommen, um dir das zu sagen.»

Fragend blickte der Direktor durch die Glastür. Alexandra nickte, und er trat ein und drückte auf den weißen Knopf auf seinem Schreibtisch. Der Wärter erschien, und mit schwerem Herzen sah Alexandra zu, wie Frank den Korridor hinuntergeführt wurde. Sie wechselte noch ein paar Worte mit Mr. Schwartz, dann verließ sie das Zuchthaus und machte sich auf den Weg zur Straßenbahn. Die freundliche Einladung des Direktors, sich die Anstalt doch einmal anzuschauen, hatte sie entsetzt abgelehnt. Während die Bahn auf unebenen Gleisen nach Lincoln zurückschwankte, dachte Alexandra darüber nach, wie Frank und sie im gleichen Sturm Schiffbruch erlitten hatten und daß ihr, obwohl sie frei in den Sonnenschein hinausgehen konnte, in Wirklichkeit nicht viel mehr vom Leben übriggeblieben war als ihm. Zwei Zeilen eines Gedichtes fielen ihr ein, das sie in ihrer Schulzeit sehr gemocht hatte:

Hinfort nun in der Welt allein
wie im Gefängnis werd' ich sein,

und sie seufzte. Ein Widerwille gegen das Leben machte ihr das Herz schwer; das Gefühl, das Frank Shabatas Züge während ihrer Unterhaltung zweimal hatte erstarren lassen, mußte ähnlich gewesen sein. Wäre sie doch nur wieder zu Hause, auf dem Hohen Land.

Als Alexandra ins Hotel kam, hob der Angestellte am Empfang einen Finger und winkte sie zu sich. Er händigte ihr ein Telegramm aus. Alexandra nahm den gelben Umschlag und betrachtete ihn verwirrt; dann betrat sie, ohne ihn zu öffnen, den Fahrstuhl. Während sie den Korridor zu ihrem Zimmer hinunterging, stellte sie bei sich fest, daß sie gegen schlechte Nachrichten ja wohl in gewissem Sinne gefeit sei.

Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, verschloß sie die Tür und setzte sich auf den Stuhl vor der Frisierkommode. Dann erst öffnete sie das Telegramm. Es war aus Hanover und lautete:

ANGEKOMMEN GESTERN ABEND HANOVER.
ERWARTE DICH HIER. KOMM BITTE SCHNELL.
CARL LINSTRUM.

Alexandra legte den Kopf auf den Frisiertisch und brach in Tränen aus.

3

Am nächsten Nachmittag wanderten Carl und Alexandra auf dem Heimweg von Mrs. Hiller zusammen über die Felder. Alexandra hatte Lincoln kurz nach Mitternacht verlassen, und Carl hatte sie frühmorgens in Hanover vom

Bahnhof abgeholt. Gleich nach ihrer Ankunft auf dem Hof hatte Alexandra Mrs. Hiller ein kleines Geschenk hinübergebracht, das sie in der Stadt für sie besorgt hatte. Sie hatten nur kurz an der Haustür mit der alten Dame gesprochen und waren gleich weitergegangen, um den Rest des Nachmittags auf den sonnigen Feldern zu verbringen.

Alexandra trug jetzt statt des schwarzen Reisekostüms ein weißes Kleid; sie hatte bemerkt, daß die schwarze Kleidung Carl befangen machte, und fühlte sich auch selbst von ihr bedrückt. Sie schien ein wenig dem Gefängnis zu ähneln, wo sie sie gestern getragen hatte; hier draußen, auf dem freien Feld, war sie fehl am Platz. Carl hatte sich nur wenig verändert. Sein Gesicht war dunkler gebräunt und voller geworden. Er glich nun weniger einem müden Gelehrten als bei seiner Abreise vor einem Jahr, doch selbst jetzt hätte ihn niemand für einen Geschäftsmann gehalten. Am Klondike erregten seine sanften, leuchtenden, dunklen Augen und sein feines, seltsames Lächeln aber gewiß weniger Anstoß als auf dem Hohen Land. An Grenzen gibt es immer Träumer.

Seit dem Morgen hatten Carl und Alexandra miteinander geredet. Ihr Brief hatte ihn nie erreicht. Erst als ihm in einem Lokal eine vier Wochen alte Zeitung aus San Francisco in die Hände gefallen war, die kurz von der Verhandlung gegen Frank Shabata berichtete, hatte er von ihrem Unglück erfahren. Als er sie aus der Hand legte, stand sein Entschluß, zu Alexandra zu fahren, fest; er würde ebenso schnell bei ihr sein können wie ein Brief.

Und seitdem war er unterwegs gewesen, Tag und Nacht, mit den schnellsten Schiffen und Zügen, die er erreichen konnte. Wegen des stürmischen Wetters hatte sein Dampfer zwei Tage Verspätung gehabt.

Als sie Mrs. Hillers Garten verließen, setzten sie ihr Gespräch an der Stelle fort, wo sie es unterbrochen hatten.

«Aber konntest du denn so ohne weiteres fort, Carl, ohne vorher irgend etwas zu regeln? Konntest du einfach gehen und das Geschäft sich selbst überlassen?» fragte Alexandra.

Carl lachte. «Immer noch die vernünftige Alexandra! Ja, meine Liebe, denn zufällig habe ich einen ehrlichen Partner, dem ich voll und ganz vertraue. Du weißt ja, daß es eigentlich sein Geschäft ist, mich hat er nur mit hineingenommen. Im Frühjahr muß ich zurück. Vielleicht hast du dann Lust, mich zu begleiten. Millionen haben wir zwar noch keine verdient, aber der Anfang war recht vielversprechend. Diesen Winter möchte ich bei dir verbringen. Oder hast du das Gefühl, wir sollten noch etwas warten, Alexandra? Emils wegen?»

Alexandra schüttelte den Kopf. «Nein, Carl. Das Gefühl habe ich nicht. Und das, was Lou und Oscar sagen, braucht dich jetzt auch nicht mehr zu kümmern: sie machen mir jetzt wegen Emil mehr Vorwürfe als wegen dir. Sie sagen, es sei alles meine Schuld. Ich hätte ihn dadurch, daß ich ihn aufs College schickte, zugrunde gerichtet.»

«Nein. Lou und Oscar sind mir mittlerweile völlig egal. Sobald ich wußte, daß du Sorgen hast, sobald ich dachte, daß du mich brauchst, sah alles ganz anders aus. Du warst immer so sicher und überlegen . . .»

Carl zögerte und betrachtete ihre kräftige, volle Gestalt von der Seite. «Aber jetzt brauchst du mich doch wirklich, Alexandra?»

Sie legte ihm die Hand auf den Arm. «Du hast mir sehr gefehlt, damals, als es geschah, Carl. Ich habe nachts nach dir geweint. Dann schien sich alles in mir zu verhärten, und ich dachte, du würdest mir vielleicht nichts mehr bedeuten. Aber gestern, als dein Telegramm kam, da – da war alles genau wie früher. Ich habe ja niemanden auf der Welt als dich, weißt du.»

Carl drückte schweigend ihre Hand. Sie kamen gerade am leeren Haus der Shabatas vorbei, mieden aber den Gartenweg und gingen am Teich entlang.

«Kannst du es verstehen, Carl?» fragte Alexandra leise. «Ich konnte doch mit niemandem darüber reden außer mit Signa und Ivar. Bitte, sag du mir – kannst du es verstehen? Hättest du das von Marie Tovesky geglaubt? Ich hätte mich lieber in kleine Stücke schneiden lassen, als ihr Vertrauen in mich zu enttäuschen.»

Carl blickte über die schimmernde Wasserfläche. «Vielleicht hat sie sich auch wie in Stücke geschnitten gefühlt, Alexandra. Ich bin sicher, sie hat sich verzweifelt dagegen gewehrt, beide haben sich gewehrt. Darum ging Emil doch nach Mexiko. Und er wollte wieder fort, wie du mir erzählt hast, obwohl er kaum drei Wochen zu Hause gewesen war. Erinnerst du dich noch an den Sonntag, als ich mit Emil auf dem Basar der französischen Kirche war? Damals hatte ich das Gefühl, daß da zwischen ihnen etwas in der Luft lag, etwas Ungewöhnliches. Ich wollte mit dir darüber sprechen. Aber auf dem Rückweg traf ich dann

Lou und Oscar und ärgerte mich so, daß ich alles andere vergaß. Du darfst sie nicht verurteilen, Alexandra. Komm, setz dich einen Augenblick hier an den Teich. Ich möchte dir etwas erzählen.»

Sie setzten sich auf die Rasenböschung, und Carl erzählte, wie er Emil und Marie am Teich gesehen hatte, an jenem Morgen vor mehr als einem Jahr, und wie bezaubernd jung und liebenswert sie ihm erschienen waren. «So geht es manchmal in der Welt, Alexandra», fügte er ernst hinzu. «Ich erlebe es nicht zum erstenmal. Es gibt Frauen, die ohne Schuld Verderben bringen: sie sind zu schön, haben zuviel Leben und Liebe in sich. Sie können nichts dafür. Wie ein warmes Feuer im Winter ziehen sie die anderen an. So habe ich sie schon als kleines Mädchen erlebt. Erinnerst du dich noch, wie die Böhmen sie damals im Laden umringten, als sie Emil die Bonbons schenkte? Erinnerst du dich an die goldenen Lichter in ihren Augen?»

Alexandra seufzte. «Ja. Man mußte sie einfach liebhaben. Der arme Frank liebt sie heute noch, glaube ich. Allerdings sind seine Gefühle so durcheinander, daß seine Liebe schon lange bitterer ist als sein Haß. Aber wenn du gesehen hast, daß da etwas nicht stimmte, hättest du es mir sagen müssen, Carl.»

Carl nahm ihre Hand und lächelte geduldig. «Ach, Liebste, es war doch nur ein Gefühl, man spürte etwas in der Luft, wie das Kommen des Frühlings oder das Aufziehen eines Sommergewitters. *Gesehen* habe ich nichts. Wenn ich mit den beiden jungen Leuten zusammen war, spürte ich ganz einfach mein Blut schneller fließen, spürte

– wie soll ich es nur ausdrücken? –, wie das Leben intensiver wurde. Und als ich dann fort war, war es zu zerbrechlich, zu ungreifbar, um darüber zu schreiben.»

Alexandra sah ihn traurig an. «Ich versuche, in solchen Dingen toleranter zu sein als früher. Ich versuche, mir klarzumachen, daß wir nicht alle gleich veranlagt sind. Nur – warum konnte es nicht Raoul Marcel sein oder Jan Smirka? Warum mußte es *mein* Junge sein?»

«Weil er der beste war, glaube ich. Sie gehörten beide zu den besten hier.»

Die Sonne stand schon tief im Westen, als die beiden Freunde aufstanden und sich wieder auf den Weg machten. Die Strohschober warfen lange Schatten, und die Eulen flogen zu ihren Nestern in der Präriehundstadt. Als sie die Stelle erreichten, wo die beiden Weiden aneinandergrenzten, kamen Alexandras zwölf Fohlen über die Hügelkuppe galoppiert.

«Carl», sagte Alexandra, «im Frühling möchte ich mit dir hinauffahren. Ich war nicht mehr auf dem Wasser, seit wir damals, als ich noch klein war, den Ozean überquert haben. In der ersten Zeit hier habe ich noch manchmal von der Werft geträumt, auf der Vater gearbeitet hatte, und von einer kleinen Bucht voller Masten.» Alexandra machte eine Pause. Nach kurzem Nachdenken fuhr sie fort: «Aber du würdest mich doch nicht bitten, für immer von hier fortzugehen, nicht wahr?»

«Natürlich nicht, Liebste. Ich glaube, ich weiß so gut wie du, was dir dieses Land bedeutet.» Carl nahm ihre Hand in seine Hände und drückte sie zärtlich.

«Ja, ich gehöre hierher, obwohl Emil nicht mehr da ist.

Als ich heute morgen im Zug saß und wir uns Hanover näherten, hatte ich ein ähnliches Gefühl wie damals, als ich in dem Dürrejahr mit Emil vom Fluß nach Hause fuhr. Ich war froh, hierher zurückzukommen. Ich habe lange hier gelebt. Hier ist Frieden, Carl, und Freiheit... Als ich aus dem Zuchthaus kam, wo der arme Frank ist, dachte ich, ich würde mich nie wieder frei fühlen. Aber hier fühle ich mich frei.»

Alexandra atmete tief ein. Ihr Blick ruhte auf dem rotglühenden Abendhimmel im Westen.

«Du gehörst zu diesem Land», sagte Carl leise, «wie du immer gesagt hast. Jetzt mehr denn je.»

«Ja, jetzt mehr denn je. Erinnerst du dich daran, was du einmal über den Friedhof gesagt hast, daß sich die alte Geschichte immer wiederholt? Nun, jetzt schreiben wir sie mit unserem Leben.»

Sie blieben auf der letzten Anhöhe des Weidelandes stehen, von dem aus man auf das Haus und das Windrad und die Ställe hinabblickte, die von John Bergsons Heimstätte erzählten. Wohin das Auge schaute, erstreckte sich das braune Land in weiten Wellen bis zum Horizont, wo es sich mit dem Himmel vereinte.

«Lou und Oscar können solche Dinge nicht verstehen», sagte Alexandra unvermittelt. «Selbst wenn ich mein Land ihren Kindern hinterließe, was würde das ändern? Dieses Land gehört der Zukunft, Carl, so scheint es mir wenigstens. Wie viele von den Namen, die heute im Grundbuch eingetragen sind, wird man in fünfzig Jahren noch darin finden? Ich könnte genausogut versuchen, den Kindern meines Bruders den Sonnenuntergang dort drü-

ben zu vermachen. Wir kommen und gehen, aber das Land bleibt. Und die Menschen, die es lieben und verstehen, besitzen es – für eine kurze Zeit.»

Fragend blickte Carl sie an. Sie schaute noch immer versonnen nach Westen. Auf ihrem Gesicht lag jene erhabene Ruhe, die sie manchmal in Augenblicken tiefsten Gefühls erfüllte. In ihren klaren Augen spiegelten sich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

«Warum denkst du ausgerechnet jetzt an solche Dinge, Alexandra?»

«Ich hatte einen Traum, bevor ich nach Lincoln fuhr – aber ich will dir später davon erzählen, wenn wir verheiratet sind. Er wird jetzt nicht mehr wahr werden, nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte.»

Sie nahm Carls Arm, und sie gingen gemeinsam auf das Tor zu.

«Wie oft sind wir diesen Weg zusammen gegangen, Carl. Wie oft werden wir ihn nun wieder gehen? Hast du das Gefühl, nach Hause zu kommen? Findest du hier Frieden? Ich glaube, wir werden sehr glücklich sein. Da habe ich gar keine Angst. Ich glaube, wenn Freunde heiraten, sind sie sicher. Wir werden nicht leiden wie – diese jungen Leute.» Alexandra schloß mit einem Seufzer.

Sie hatten das Tor erreicht. Bevor Carl es öffnete, zog er Alexandra an sich und küßte sie sanft auf Mund und Augen.

Sie lehnte sich schwer gegen seine Schulter. «Ich bin müde», murmelte sie. «Ich war sehr allein, Carl.»

Sie gingen zusammen ins Haus und ließen das Hohe

Land unter dem Abendstern zurück. Glückliches Land, das einmal ein Herz wie das Alexandras in sich aufnehmen wird und die empfangene Gnade wieder ausströmen darf in den goldenen Weizen, den rauschenden Mais und die leuchtenden Augen der Jugend.

Nachwort

Im Jahr 1913, als *O Pioneers!* erschien, wurde Willa Cather vierzig Jahre alt. Sie hatte sich bereits einen Namen als Journalistin gemacht und überdies drei Bücher veröffentlicht: einen Gedichtband, eine Sammlung von Erzählungen und, ein Jahr zuvor, einen Roman, *Alexander's Bridge*. Doch hat sie stets *O Pioneers!* als ihren schriftstellerischen Durchbruch betrachtet: es war das Werk, das sie zur Dichterin der Prärie gemacht hat. Dabei war das Thema keineswegs aktuell. Als das Buch erschien, war die «frontier», die offene Grenze gen Westen, längst amtlich geschlossen. Nebraska als Stoff der Literatur war, wie Willa Cather später sagte, «durchaus déclassé». Sie hatte selber Zweifel, ob ein Roman «über Kühe und Getreide» mehr als sechs Leute interessieren könnte. Als das Manuskript fertig war, wußte sie nur, daß sie geschafft hatte, was sie zeitlebens hatte schreiben wollen: die Geschichte des Landes, aus dem sie stammte. Dies war der Stoff, den sie als ihren «eigentlichen» betrachtete, «the real thing».

O Pioneers! ist das Hohelied der Siedler, denen der Homestead Act von 1862 freies Land im neuerschlossenen Westen zur Verfügung stellte. Es waren Leute, die vorwiegend aus Europa kamen, Skandinavier, Franzosen, Böhmen, die ihre nationalen Eigenheiten in die Neue Welt mitbrachten. Willa Cather war unter ihnen aufgewachsen, sie waren ihre Nachbarn auf der Prärie gewesen. Aus ihren Kindheitserinnerungen gehen die verschiedenen

ethnischen Gruppen in den Roman ein. Da gibt es nicht nur «French country» und «Bohemian country» und Norway Creek; da sind die Katholiken von Sainte-Anges, die böhmischen und französischen Jungen, «temperamentvoll und fröhlich» und stets auf Neues erpicht, während die skandinavischen Knaben egozentrisch, reserviert und eifersüchtig sind. Die Siedler, die in der alten Heimat Schneider, Tischler, Schmiede, also «handwerkers» waren, kommen in ein Land, das ihnen ein «Rätsel» ist, ungebärdig wie ein wildes Pferd, das keiner zu zügeln weiß. Es ist ein Land, das ihnen, wenn sie total entmutigt sind, nicht für menschliche Besiedlung geschaffen zu sein scheint, und die Behausungen sind entsprechend: Lehmhöhlen, ins Grasland gebohrt, die «nur eine andere Form des ewig gleichen Bodens» sind. Selbst die Häuser im nächsten Städtchen wirken nicht dauerhaft. Viele Siedler geben auf und kehren in die Großstadt zurück, oder sie sterben jung wie Alexandras Vater, der mit sechsundvierzig Jahren dem Kampf mit dem Land erliegt.

Dies Land ist der eigentliche Held des Romans, oder vielmehr seine Heldin, wie Willa einer Freundin schreibt. Dies Land, in dem sie ihre Kindheit verbracht hat und in das sie von New York aus immer wieder zurückkehrt, erscheint ihr als beseeltes Wesen. Es bockt und wehrt sich gegen seine Zähmung, es stellt sich tot, es rührt sich, «erwacht aus seinem Schlaf und reckt sich» – der Roman ist voller solcher Zitate, die das Land zur *dramatis persona* machen. So wird Alexandra Bergson zum Medium der Autorin, die dem Land sein Geheimnis ablauscht. Mit der Entscheidung ringend, aufzugeben oder auszuharren,

fährt sie über Land und nimmt dabei, vom freien Geist der Weite überwältigt, die Zukunft wahr, die sich unter den grasbewachsenen Hügelketten regt. Ebenso hat auch Willa Cather hingehört und hingeschaut, und dabei hat sich, wie sie einer Freundin schreibt, die Geschichte des weiten freien Landes von selbst erzählt. Sie brauchte nur die Themen aufzugreifen, «die im hohen Gras verborgen lagen», und sie zur Geschichte zu bündeln – genauso, wie es Dvořak getan hat, als er, nach einem Besuch in Nebraska, seine Sinfonie «Aus der Neuen Welt» komponierte. Willa wußte, woher deren Largo kam: Es kam aus dem hohen Gras!

Natürlich erzählte sich der Roman der Alexandra Bergson keineswegs «von selbst», im Gegenteil: Willa Cather hatte es mit einer komplizierten Komposition zu tun. Im Winter 1911/12 hatte sie auf einem Urlaub von ihrer New Yorker Redaktionsarbeit bei der Zeitschrift *McClure's* die Erzählung *The Bohemian Girl* geschrieben, ihr erstes sehr erfolgreiches Nebraska-Werk, das im Rückblick wie eine Etüde für den Roman wirkt. Gleich nach Beendigung dieser ersten machte sie sich an eine zweite Geschichte, der sie den Arbeitstitel *Alexandra* gab. Doch im Gegensatz zum *Böhmischen Mädchen* bot sie Alexandras Geschichte – sie entsprach in Umfang und Material dem ersten Kapitel des späteren Romans – nicht zur Veröffentlichung an. Sie empfand die Erzählung als unfertig und ließ sie vorerst liegen. Bei einem Besuch in ihrem Heimatort Red Cloud im Sommer 1912 notierte sie mit Befriedigung, wie akkurat sie Land und Leute im *Böhmischen Mädchen* getroffen hatte. Zum erstenmal seit Jahren erlebte sie wieder die

Weizenernte, und am Rande eines Weizenfeldes kam ihr die Idee zu einer neuen Erzählung. Sie sollte *The White Mulberry Tree* heißen und auch von einer «Fremden» handeln, doch sie würde nicht so romantisch sein wie die Geschichte der Clara Vavrika, die ihrem Mann mit dem Jugendfreund davonläuft, sondern so kühl, ja eiskalt, daß Willas Verlagslektor gewiß entsetzt sein würde.

An diese Geschichte machte sie sich sogleich nach ihrer Rückkehr aus Nebraska. Als sie den *Maulbeerbaum* beendet hatte, nahm sie sich Alexandras Geschichte wieder vor. Beim Vergleich der beiden Manuskripte überkam sie «plötzlich» die Erkenntnis, daß beide Geschichten zusammengehörten und zu verschmelzen seien. Eine Freundin hat sich später diesen Vorgang von Willa erklären lassen: «Sie konnte dies Zusammenschießen zweier Elemente nur als eine jähe innere Explosion und Erleuchtung beschreiben.» Ähnliches sei ihr früher nur bei Gedichten widerfahren, denn die Explosion zwang dem Material zugleich die Form auf, eine Form, die nicht ausgeklügelt ist, sondern die sich selbst bestimmt. Diese intuitive Art der dichterischen Konzeption war für Willa Cather ein wesentliches Arbeitselement. Es war der innere Leitstrahl, der sie in beinahe vierzig Jahren schließlich zu ihrem «eigentlichen» Material geführt hat; es war, wie sie Jahre später schrieb, «das Ding, das unsere Füße in finsterer Nacht den Heimweg finden läßt».

Diese innere Erleuchtung hatte Willa Cather im wahren Sinn des Wortes «heim»gebracht. Die Prärie, deren Erschließung sie miterlebt hatte, also der eigene Erfahrungsstoff, wurde ihr großes Thema. Willa Cather hat die Prärie

in die amerikanische Literatur eingebracht, und Alexandra Bergson wurde ihre erste Heldin. Das «Triumphale», das die Autorin ihr zuschreibt, gibt Alexandra eine mythische Dimension.

Doch Willa Cathers Pastorale handelt nicht nur von Triumph, sondern auch von Untergang. Auch dies zweite Element, die Geschichte von Emil und Marie, hat mythische Wurzeln. Es gibt, heißt es an einer Stelle im Roman, nur zwei oder drei menschliche Geschichten, die sich immer wiederholen, «so wie das Lied der Lerchen, das doch seit Tausenden von Jahren aus den gleichen fünf Tönen besteht». So wiederholt das tragische Liebespaar Emil und Marie die Geschichte von Tristan und Isolde, es ist Romeo und Julia, Paolo und Francesca und reicht in legendäre Tiefen hinab zu Pyramus und Thisbe, die gleichfalls unter dem Maulbeerbaum sterben. Für einen gelehrten Exegeten von *O Pioneers!* erstrecken sich die Wurzeln gar in biblische Vorzeit: Alexandras Geschichte stehe für die Schöpfung, Emil und Marie für die Vertreibung aus dem Paradies. Diese Interpretation trifft sich mit Willa Cathers eigener Perspektive. Sie war davon überzeugt, daß jede romantische Verstrickung in der Katastrophe enden muß; alle ihre Romane spiegeln diesen Glauben. Indessen teilt die Autorin ihrem Liebespaar das tragische Geschick nicht mit moralistischer Strenge zu, sondern mit Mitgefühl, ja Bedauern. Sie vergleicht Marie Shabata mit der Wildente, dem «verzauberten Vogel, dem Altern und dem Wandel der Zeit entzogen», und sie nutzt dies Symbol gleich mehrfach. Vorahnend heißt es bei der Entenjagd, als Marie die von Emil erlegten Vögel beklagt:

«Diese wilden Geschöpfe, man darf sie nicht töten. Sie sind zu glücklich, man konnte richtig fühlen, was in ihnen vorging, als sie vorhin aufflogen. Sie hatten wohl Angst, aber sie dachten nicht, daß ihnen jemand wirklich weh tun könnte». Beide Liebenden haben etwas von dieser Freizügigkeit der wilden Vögel: Emil ist «nicht an den Pflug gekettet» wie seine Schwester, er hat sich vom Boden gelöst. Marie ist ein impulsives Wesen, unfähig zu lauwarmen Reaktionen, «sie konnte sich einfach nicht verstellen». Willa Cather sieht die beiden als Sünder, zugleich gehören sie jedoch, in den Worten des verständnisvollen Betrachters Carl Linstrum, «zu den Besten hier».

Mit *O Pioneers!* erreichte Willa Cather, wie es ihr Lektor prophezeit hatte, einen herausragenden Rang unter den amerikanischen Romanautoren. Der Titel des Buches, den sie Walt Whitmans Gedicht «Pioneers! O Pioneers!» entliehen hatte, zeigte zugleich ein Programm an. Die Romane und Erzählungen, die sie, nun als freie Schriftstellerin lebend, fortan verfaßte, handelten fast ausnahmslos von den Pionieren der Prärie. So rundete sich Willa Cathers Werk zum literarischen Porträt der jüngsten Vergangenheit Amerikas, als deren Zeugin sie sich zeitlebens gefühlt hat.

Sabina Lietzmann

Die Ausgabe der Werke von
Willa Cather
in zwölf Bänden

Die Frau, die sich verlor · A Lost Lady

Der Tod holt den Erzbischof
Death comes for the Archbishop

Meine Antonia · My Ántonia

Unter den Hügeln die kommende Zeit · O Pioneers!

Das Lied der Lerche · The Song of the Lark

Lucy Gayheart

Einer von uns · One of Ours

Sapphira und die Sklavin · Sapphira and the Slave Girl

Alexanders Brücke · Alexander's Bridge
Mein ärgster Feind · My Mortal Enemy

Das Haus des Professors · The Professor's House

Schatten auf dem Fels · Shadows on the Rock

Meistererzählungen
Ausgewählt von Sabina Lietzmann

Jedes dieser Werke erhält ein Nachwort von Sabina Lietzmann.
Die Bände sind einzeln zu beziehen. Über die Erscheinungsweise
wird der Verlag den Buchhandel jeweils informieren.

Albrecht Knaus Verlag

WILLA CATHER (1873–1947) wurde bei Winchester, Virginia, geboren. Als Zehnjährige zog sie mit ihren Eltern in die weiten Prärien von Nebraska, damals noch Pionierland, und lebte in Red Cloud. Nach ihrem Studium arbeitete sie mehrere Jahre als gefeierte Journalistin und Kritikerin. Ihrem ersten Buch *April Twilights*, 1902 erschienen, folgten zwölf Romane, zahlreiche Essays und Erzählungen. Sie erhielt 1923 den Pulitzer-Preis.

Albrecht Knaus Verlag

Schutzumschlag: Bernd und Christel Kaselow, München

«Die Geschichte jedes Landes beginnt im Herzen eines Mannes oder einer Frau.»